

Studiengang Soziale Arbeit Modul 5.1.

Wintersemester 2017

Lebenslagen, Soziale Ungleichheit

Disposition und Anforderungen:

Regelmäßige und aktive Teilnahme, Lektüre der Texte und begleitenden Materialien,

Klausur gemeinsam mit Modul 5.2.

Ablaufplan/Themen:

Was tun Soziologen, wenn sie nicht gerade Taxi fahren?

Soziologie als wissenschaftliche Disziplin

Einführung in die Thematik: Quellen und Erfahrungen, soziale Ungleichheit als „unabhängige“ und als „abhängige“ Variable,

Differenzierungstheorie als zweites großes Paradigma der Soziologie

Klassische Konzepte und Modelle zu sozialer Ungleichheit (Kasten, Stände, Klassen)

Schichtmodelle und Gesellschaftsanalysen der 60er bis zu den 70er Jahren

Vertiefung: „Subjektive“ Schichtmodelle

Neue Modelle: Soziale Milieus und „plurale Sozialstrukturanalyse“

Lebensstile

Aktuelle Problemlagen: Armut und Exklusion

Aktuelle Problemlagen: Bildung und soziale Ungleichheit

Aktuelle Problemlagen: Mittelschichten unter Druck und Konsequenzen für die Sozialstruktur

Ausgewählte Domänen und Konsequenzen sozialer Ungleichheit (Gesundheit, Medien)

Zusammenfassung und Ausblick: In welcher Gesellschaft leben wir denn?



In DE gab es zwei „Megathemen“

① Flüchtlinge

② Soziale Gerechtigkeit

↳ Wenige haben viel... viele haben wenig...

Gibt es einen Maßstab? Wie denken die Menschen darüber?

Ungleichheit wirkt auf Menschen

↳ Ist eine
Unabhängige
Variable

↳ Menschen

↳ Essen

↳ Gesundheit

??
o o

→ Ungleichheit

Woher kommt
die Unbekannte
Variable

↳ Unabhängige
Variable

⇒ Gene

↳ „laut amerikanischer
Studie“

= RASSE ausschlaggebend

„Soziale Ursachen“

OBEN

Gesellschaft

Mitte

unten

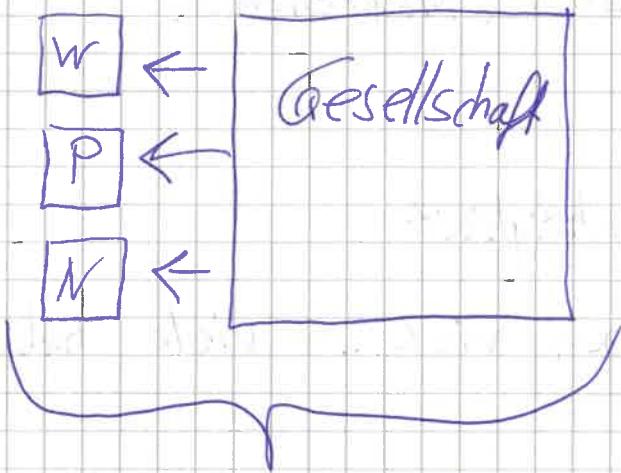
andere Theorie (Differenzierungstheorie)

„Gesellschaft eingeteilt in
Systeme“

W

P

G



Einzelne Systeme ergeben die Gesellschaft

Bsp.:

Indien, Kästen

- ↳ Personen sind innerhalb der Kästen.
- ↳ müssen Berufe machen welchen Kästen zugewiesen sind
- ↳ Kaste darf nicht verlassen werden

Europa Mittelalter

⇒ Stände

↳ Bauern-Stand

↳ Verhaltensmuster & Ressourcen angeknüpft

⇒ Legitimation durch Religion

↳ Christentum, Hinduismus

Klasse „Neuzeit“ Karl Marx

- ↳ zwei Klassen = Proletarier (Arbeiter)
 - = Unternehmer (Arbeitgeber)

Aktuell versucht man sich von „Klassen“ zu lösen.

↳ Schichtmodell hat mehrere Differenzierungsmöglichkeiten

↳ Bsp: Bestimmte Schichten wählen bestimmte Parteien

Essen bestimmte Lebensmittel

In der Soziologie spricht man von einem subjektiven Schichtmodell

Subjektive Theorie

↳ Jeder hat seine eigenen Theorien wieso etwas nicht funktioniert

Subjektive Theorie

↑ Korrespondenz

Objektive Theorie

Neue Modelle: Soziale Milieus



M



Tradition

T

Moderne

M

Post Moderne

PM

II Zweite horizontale Linie = Milieus
Jedes Milieu kann in jeder Schicht vertreten sein

H

Das Beschreibungsvocabular wird immer ausgeklügelter.

Mega Thema

"Armut"

↳ Wann ist man arm?

↳ In DE gibt es einen relativen Standard

⇒ An Standards wird gemessen ob man in Armut lebt.

⇒ 20% der Kinder wachsen ~~aus~~

in Armut auf (⇒ Das was zu einem gesunden aufwachsen ~~aus~~ gehört)

Armut führt zur Exklusion (Reaktion aus Armut)

↳ Ausschluss aus

sozialen Systemen

⇒ Sozial Arbeiter versucht nun, zurück in die Systeme zu inkludieren

"Bildung"

→ Ist Bildung abhängig vom Einkommen?

⇒ Soziale Gerechtigkeit

Akademiker haben leichteren Zugang zur Bildung (Kinder von Akademikern)

- „Mittelschicht“ gerät in Problemlegen
- ↳ Jobs sind nicht mehr sicher
- ↳ „stabile Mittelschicht“ gerät ins Wanken
- ↳ „Soziale Netzwerke“ werden gebildet

Gesundheit & Medien

- ↳ 99,8 % besitzen einen TV / Handy / Smartphone

Was tun Soziologen wen Sie nicht gerade Taxi fahren?

Doing = Waiting

„Doing waiting“ \Rightarrow Warten will gelehrt sein

- Grundeinsicht = Handlungssarme & ereignislose Zeit
= Warten ist ein in die Zukunft orientiertes Warten (warten geht nach vorne)

Warten ist an Orte gebunden

↳ Wartezimmer etc.

↳ Orte sind öffentlich

↳ viele Formen des Wartens nehmen eine Formation ein
 \rightarrow Warteschlange

Wartende machen sich erkennbar

Was Sind Warte-Methoden

→ Buchlesen

→ Auf die Uhr schauen

Welche Rolle spielen andere
Wartende

Wo wird warten krisenhaft

Krisenexperiment für Zuhause

"Zuhause Fragen für normale Dinge"

Bsp.: Darf ich mir etwas zu trinken
nehmen

Reich & Schön 3

⇒ Ungleiche Verteilung von Attraktivität

Wird "Schönheit" bevorzugt?

↳ Job, Ansehen

Durch Geld kann Schönheit produziert werden

Physische Attraktivität steigert das

"Erotische Kapital"

Soziales Kapital → Leute kennen

Ökonomisches Kapital → Geld haben

Kulturelles Kapital → was bringe ich mit

EK - kann erlernt werden

Sozioökonomische Position hängt mit der Attraktivität zusammen.

- ↳ Höherer Bildungsgrad = Schön &
 - höheres Einkommen = Schön &
- ⇒ Schönheit kann man kaufen

Führungspositionen im Ehrenamt

- ↳ Benachteiligung von Frauen bei der Besetzung von Führungspositionen

Im Ehrenamt sind sehr viel Frauen, in Führungspositionen sitzen hauptsächlich Männer

Was ist Soziologie

- ↳ Soziologie als wissenschaftliche Disziplin
- ↳ 5 Teile der Soziol.

- ① Theorie
- ② Empirische Sozialforschung
- ③ Felder der Soziol. (Bindestrichsoziologie)
- ④ Zeit-Diagnosen
- ⑤ Sozialberichtserstattung

① Soziologische Theorie

- Wir wollen allgemeine Aussagen machen.
- Phänomene der Soz. Welt wollen wir verstehen & erklären (Warum passiert was)

- Drei Große Ansätze

- Makrotheorien

↳ Von oben nach unten

↳ Was wirkt auf die Individuen

Bsp.: Marxismus

- Differenzierung & System - Theorie

- Mikrotheorie

↳ gehen von den Individuen aus

↳ Bsp.: Rationale Individuum

↑

Infos aus der Umwelt,
bearbeitet diese nach
„Kosten - Nutzen“.

wenig Kosten, hoher Nutzen

↳ Handlungstheorie

→ Kommunikation

↳ agieren durch Sprache

Bsp.: „Das haben wir schon
immer so gemacht“

Symbolischer Interaktivismus

- Mesotheorie (Vermittlungstheorie)

↳ Praxistheorie (Beschreibende Theorie)

„Material“

Die Drei Große Ansätze werden als

„Multi-Paradigma“ bezeichnet

Handlungstheorien

② Empirie

↳ Umfragen, Fragen um auf Daten zu kommen

⇒ Sozialforschung

Qualitative Beobachtung

↳ Beobachtung von Alltagen

↳ „Schauen“

Quantitativ → Berechnen

Experiment

↳ Ein „Versuch“ unter bestimmten Voraussetzungen mit ggf. Konsequenzen oder Belohnungen

„Künstliche Experiment“

↳ Ein Reiz löst ein Ereignis aus

Inhaltsanalyse (Fremden Inhalt)

↳ Akten & Dokumentenanalyse

↳ Bücher & Zeitschriften

③ Bindestrich - Soziologie

↳ Zusammenführung von Theorie & Empirie

- Freundschaftssoziologie
- Flüchtlingssoziologie

- Duplo-Soziologie
- Fussball-Soziologie

- Soziologie der Ernährung
- Soziologie des Glücks
- Soziologie der Soziologen
- Soziologie des Datenschutzes
- Soziologie der Beziehung
- Soziologie der Mode
- Soziologie der Drogen
- Soziologie der Umwelt
- Soziologie der Gende
- Soziologie des Alters
- Soziologie der Suchz
- Soziologie der Medien
- Soziologie der Kulturen
- Soziologie der Migration
- Soziologie des Tier / Mensch Verhältnis

④

Zeit-Diagnose

↳ Gesamte Gesellschaft analysieren

Bsp.: Wagenf Gesellschaft
Informations Gesellschaft

Heute: Digitale Gesellschaft

„Der Gläserne Mensch“

„Überwachungsgesellschaft“

„Sedierten Gesellschaft“

„*Externalisierungs Gesellschaft“

* wir exportieren alles ins Ausland.
Westen lebt auf Kosten anderer

„Radikalisierten Gesellschaft“

„Singulärisierte Gesellschaft“

↳ Erwartung an die Einzigartigkeit

Heute leben wir in einer Mischform von
allen oben genannten Formen

⑤ Sozialberichterstattung

↳ Die Gesellschaft und die Verantwortlichen
zu informieren.

↳ „Ein Spiegel“ wird vorgehalten.

↳ In Zahlen & Daten

Bsp.: Armutsbericht ⇒ Erzeugt handeln

- Kinder / Jugend / Fam. Bericht

⇒ enthält Objektive & Subjektive Ziffern

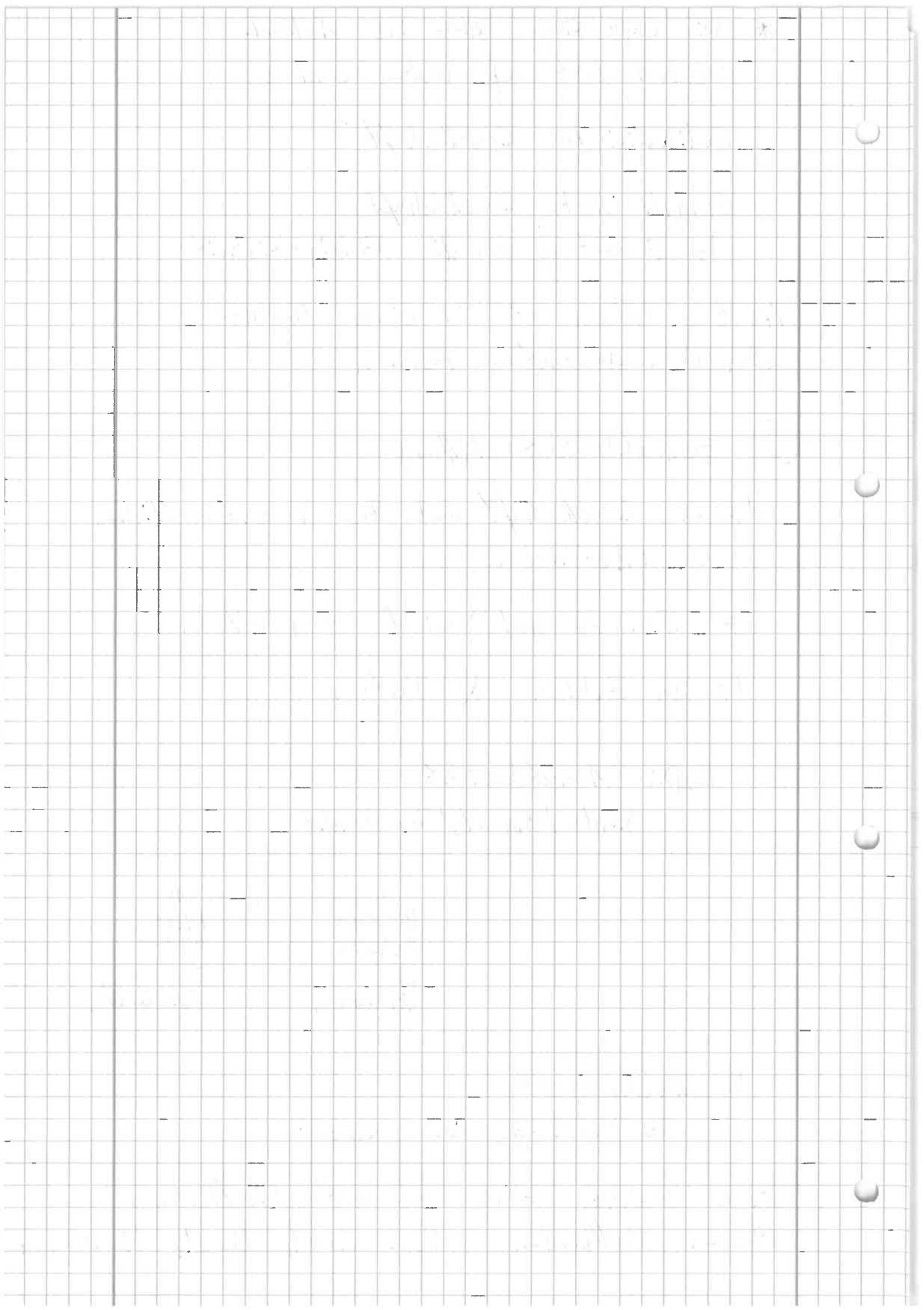
Messbare Inhalte
z.B. Einkommen

Nicht Messbar
z.B. Wohlbefinden

↳ Glücksreport

↳ World-Happiness - Report

Diese Berichte können auf unterschiedlichen
Ebenen stattfinden. Bsp. Land, Bund, Kommunen



Die Stärke schwächen Beziehungen

↳ Granovetter)

↳ Viele Menschen haben einige starke Beziehungen,

↳ " " haben viele schwächen Beziehungen

Was ist Soziale Ungleichheit

⑦ Andauernde Aktualität des Themas

↳ Presseberichterstattung der letzten 5-10 Jahren

- Wohnung, Mieten, Immobilien, Bsp.:

Ein Postbote kann in München nicht mehr wohnen.

- Hartz IV Regesätze. Wie hoch sollen diese sein

- Zugang zu Bildung auf allen Ebenen

- Manager Gehälter. Wie viel ist ok?

- Finanzkrise 2008

- Wahlkampf 2017 Ungleichheit als Thema (Linke, keinen Erfolg)

Ungleichheit kann man auch wissenschaftlich begründen:
⇒ Ungleichheit macht unglücklich

↳ Studie: Gleichheit im Glück

Umso größer die Kluft, desto unglücklicher

↳ Bsp.: Verfehlung einer Gesellschaft trotz Reichtum

↳ Reichtum in einer Gesellschaft wirkt sich auf Reichtum aus

Diese Effekte sind in einer Co-existenz.
Gerechte Verteilung führt zum glücklichen Soz.

Besitz der Menschen

↳ Bsp.: Armut wird verebt

Ungleichheit ist nicht von Gott gegeben, sondern von Gott gemacht
Menschen „Pausch“

Therminologische & Methodische Fragen werden gestellt.

- Zeugniss ablegen, was ist soz. Ungleichheit
 - ↳ Wie kann ich dies empirisch fassen
 - ⇒ Bsp.: Einkommen
 - ↳ Wie kann ich Ungleichheit messen
 - Gibt es typische Formen von Ungleichheit
 - ↳ Begriffe; welche diese Formen definieren
 - ⇒ Stände, klassen, Kasten etc.

- Ursachen dieser Ungleichheit
 - ↳ woher kommt diese Ungleichheit
 - Bsp.: Genetische Theorie
 - Biologische Theorie

- Konsequenzen von Soz. Ungleichheit
 - ↳ Einfluss auf das Wohlbefinden
 - ↳ Wirkt sich auf die Lebenserwartung aus
 - ↳ Politisches Verhalten

Kern von Ungleichheit

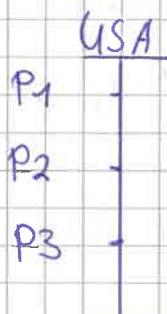
① Natürliche Ungleichheit

- ↳ Haarfarbe
 - ↳ Körpergröße
 - ↳ IQ
- } alle sind verschieden

Um daraus soz. Ungleichheit zu generieren muss diese Nat. Ung. umgewandelt werden

Bsp.: Frauen sind weniger wert etc.

Generiert werden, Vorteilhafte oder Nachteilhafte Lebensbedingungen von Menschen, die ihnen aufgrund ihrer Position in gesellschaftlichen Strukturen zukommen.



Welche Dinge machen ein Leben
Vorteil-/Nachteilhaft?

→ Das was in einer Gesell. als
knappes Gut gilt?

⇒ Bildung

⇒ Erwerbskommen

⇒ Bei Nomaden, ist das „Vieh“ wichtig
würden wir im Schlaraffenland leben, alle das
selbe Besitzen würden, gäbe es keine Ungleichheit

Wie stehe ich im System? bemessen an
den knappen Gütern

Als soz. Ungleichheit bez. man, Wertealte, nicht
absolut gleich und systematisch aufgrund von
Positionen in Gesell.-strukturen verteilte,
Vorteilhafte bez. Nachteilige Lebensbedingungen
von Menschen.

Gerechtigkeit

⇒ Moralistische Bewertung

Moralisch begründete Regeln, es ist Recht &
billig, dass Mütter mehr Rente bekommen.

Moralisch begründete, akzeptierte & wirksame
Verhaltens- und Verteilungsregeln verstanden.

Soz. Gerechtigkeit sind allg. und wirksame
Regeln, die die Verteilung von Gütern und
Lasten durch Gesellschaftliche Einrichtungen

Bsp.: Wir müssen viele viel - Steuern zahlen
an eine Vielzahl von Gesell.-Mitgliedern zu Grunde
liegen.

Ungleichheit, politisch gewollt

→ Ungleichheit in den Löhnen

↳ ~~zum~~ zunahme dieser Ungleichheit

Kritisch gegen Wirt.wissenschaftler

→ Qualifizierte MA werden bevorzugt

→ Arbeit wird anspruchsvoller

⇒ Grund wird hier das Tarifsystem genannt

→ Sechs Punkte (siehe Arbeitsblatt)

→ Politische Gründe

↳ Deregulierung (Markt reguliert sich selbst)

↳ Neoliberalismus // Hartz Reform

Gründe für die Zunahme der Ungleichheit

⇒ Durch Identifikation der Gründe können diese verbessert werden.

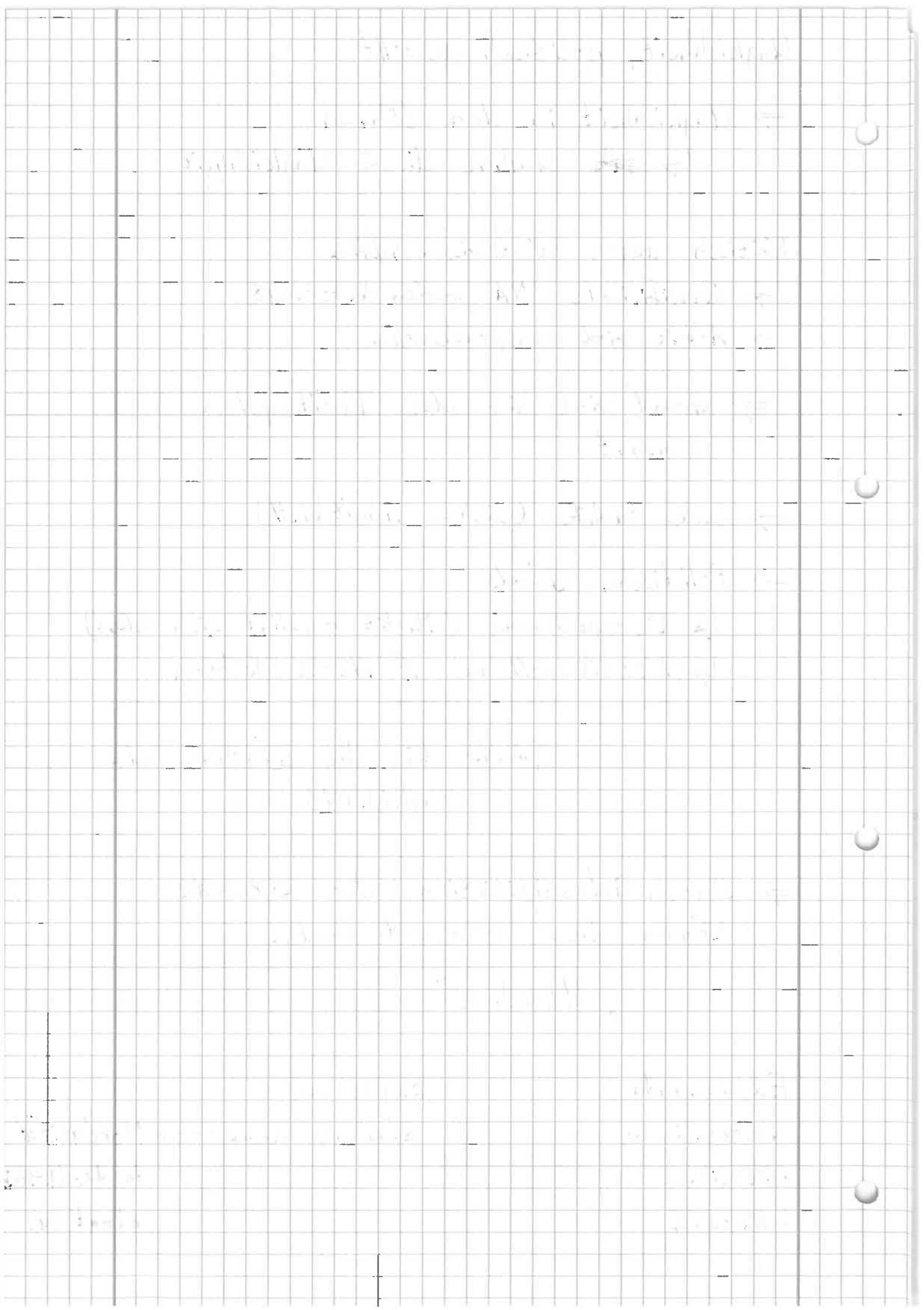
„Ursachen“

Explananda!

- Deregulierung
- Neolib.
- Hartz Ref.

Explanans?

Zunahme Ungl. → Mortalität
in der U.-Schl. nimmt zu.



Sozialstruktur

↳ Direkte & Indirekte Beziehungen

↳ Struktur = etwas festes

↳ Beziehung zu Menschen eine gefestigte Struktur

⇒ Welche Effekte haben diese Strukturen

|| Strukturen in der Gesellschaft wirken erst einmal auf „mich“ o. die Personen

Sozialstrukturen:

Objektive Realität

E. Durkheim

Strukturen zu Beginn → Zwang ?

Sozialstrukturen kanalisieren das Handeln

Der Begriff Sozialstruktur umschließt die Gesamtheit der relativ dauerhaften sozialen Beziehungen, Institutionen und Organisationen einer Gesellschaft, sowie deren Wirkungszusammenhänge

Bsp.: Familienstrukturen

- Fam. sind kleiner geworden (max. 2 Kinder)

- Fam. sind nicht mehr an einem Ort anzufinden

= „Multikultural“

- Bohnenstangen-Familien → Mitglieder werden älter

- Vor & Nachteile

↳ Einzelbetreuung (aufgrund großer Entfernung)

- Berölkung

↳ Menschen werden älter

↳ Geburten (Auswirkungen auf Konsum & Ress.)

↳ Geschlechterverteilung (Aktuell mehr Frauen)

↳ Größe einer Bevölkerung

Erwerbsstruktur ändert sich

↳ vermehrt „Automatisierung“

Sozialpolitik

↳ In wäs für einen Staat leben wir

Ein Teil der Bevölkerung wird keine Arbeit mehr haben

Ein geringer Teil wird hoch-qualifiziert sein

Ein Teil wird „normal“ weiterarbeiten

„Euregio“ ⇒ Tagung in St. Gallen

Gerechtigkeit (Seite 4 unten)

↳ Gerechtigkeits-Wahrnehmung

↳ Sobald es allen Menschen auffällt und nicht mehr akzeptieren!

Kasten System?

Endogam } Bsp.: Heirat
Exogam }

Begründung → Legitimation

- Wissenssystem
- Religion
- Politische Ideologie

Stände → Blöcke von Menschen

→ Zuordnungen von Verhaltensrichtlinien

→ Heiratsordnungen (Ausschank-Regelungen)

Feudalsystem

Klassen gesellschaften

① Die Feudalstrukturen haben sich durch Politische Entscheidungen geändert / wurden abgeschafft

② Technologische Entwicklungen trugen zu Veränderungen bei:
⇒ Urbanisierung (Verstädterung)

Karl Marx

↳ Mehrwert

6 Std. → Dauer zur Fertigstellung
+ 4 Std. → Zeit wo der Arbeiter mehr
10 Std. arbeitet ⇒ Mehrwert

Kapitalismus bleibt nie stehen. In sich bewegendes System.

Proletarisches Klassen bewußtsein.

↳ Arbeiterversetzung
↳ Unternehmen vertretung

Explanans



Soziale Ungleichheit



Explanandum



Emotionen

- Angst
- Ärger
- Frust
- Liebe
- Hass
- Zufriedenheit
- Scham

Hoher Zusammenhang zwischen SU und Emotionen
Arbeit dient als Selbstwert / Identität

Industrialisierung

3 Prozesse



① Technische Organisatorische Neuerungen

↳ Dampfmaschine, Maschinarisierung des Webens,
Digitalisierung (Computer gesteuerte Produktion)

② Neue Energiequellen

↳ Kohle wird abgebaut, Öl, Atomkraft,
Erneuerbare Energien

③ Verbreitung der Fabrik als Produktionsbetrieb

↳ Verwendung von Maschinen in einem großen Umfang

↳ Konzentration von Arbeitskräften an einem Ort

↳ Deutlicher Unterschied zwischen Personen die arbeiten
und denen die Anleiten

Ausdehnung auf andere Bereiche

⇒ Landwirtschaft (Weg vom Pferd, zur Maschine)

⇒ Düngemittel ~~Handarbeit~~ Massenfertigung

Verkehrswesen

↳ Eisenbahn

↳ Dampfschifffahrt

↳ Flugzeug

Kommunikationswesen

↳ Telegraph

↳ Internet

Dynamische Weiterentwicklung immer schneller

Ein Arbeiter kann nun soviel produzieren
wie früher 20 Arbeiter

Beröltkerungswochsuum ⇒ mehr Mittel (Nahrung)
steht zur Verfügung

Signifikante Steigerung der Lebenserwartung / bedingung
⇒ Menschen werden älter

Leitfigur war der Arbeiter

Entstehung von Verwaltung für Arbeitsplanung

Von einer Agrargesellschaft zu einer Industriegesellschaft

Heute:

Industriegesellschaft zu einer Dienstleistungsgesellschaft

⇒ Post-Industrielle Dienstleistungsgesellschaft

↳ Pflege, Erziehung, Informatik

Sozialpolitisch interessant

↳ wie wählen diese Leute

↳ Welche Meinung

↳ etc.

„Sektorentheorie“

↳ Agrar (wird weniger)

↳ Gewerbe (stagniert)

↳ Dienstleistung (wird mehr)

Digitalisierung

⑦ Theorie

↳ Digital. wird zur Spaltung der Gesell. beitragen

Weitl.: Alles wird von Computer erledigt

Bsp.: Krankenres. in China hat MA entlassen
da die Akten digitalisiert waren.

⇒ Negativer Szenario

Positiv Szenario:

↳ Pflege der Computer durch MA

↳ Arbeitsbelastung sinkt

↳ Industrie 4.0 könnte zur Abschaffung der Klassen führen. (Niemand muss mehr arbeiten)

Schicht - Gesellschaft der Nachkriegszeit

- ① Es gibt mehr als „zwei Schichten“ differenziertes Modell
- ② Schichten stehen nicht mehr im Konflikt miteinander

Eine soz. Schicht umfasst Personen mit ähnlichem sozialem Status.

Der soziale Status wird komplexer gemessen:

- ① Welchen Bildungsabschluss hat eine Person
- ② Beruflicher Status einer Person
- ③ Ökonomische Status (Geld) einer Person

Schichtzugehörigkeit kann verändert werden.

↳ wird erworben

↳ Schichtmodell ist dynamischer als das Klassenmodell

⇒ mehr aufwärts und abwärts Mobilität bezogen auf die eigenen Eltern

Bsp.: ↑ Vater Netzer, Tochter Leitung Post

↓ Vater Professor, Sohn Taxifahrer

Unsere Gesellschaft ist geprägt von Auf- und Abstieg

Bildung als zentraler Punkt.

Oberschicht / Mittelschicht / Unterschicht

⇒ Primitivste Form

Die Oberschicht

↳ Höchsten sozialen Status

↳ Großunternehmer, Spitzenfunktionäre,
Generäle, Vorsitzende, Geistlichkeit

Diese Personen haben eine hohe Status -
Konsequenz Konsistenz

⇒ Viel Bildung, Viel Geld, Hoher Beruflicher Rang

Bsp.: Dieter Bohlen Beispiel als Statusinkonsistenz
(ein Status negativ belastet)

Für die Soziologie schwer zu erfassen.

Die Mittelschicht

↳ Bildung vorhanden

↳ Beruflicher Status vorhanden

↳ Geld, weniger

Werte / Normen

↳ Sandwichpositionen

① Mittelschichten sind aufstiegsorientiert

↳ für sich selber & die eigenen Kinder

② Abwehrverhalten gegenüber den Nachrückenden
Unterschichten. Bsp.: Bildung ⇒ Wenn immer

mehr Leute aufs Gymnasium
gehen.

- ③ Starke Zukunftsorientierung
- ↳ Abendkurse, Fortbildungen
 - ↳ viel bilden
- Bedeutnisse im hier und jetzt muss verringert werden „Marshmallow experiment“ oder sogar unterdrücken.

- ④ Leistungsorientierung
- ⇒ Leistung lohnt sich

- ⑤ Verbreitung von Status-Inkonsistenz
- viel Bildung dennoch wenig Geld

Unterschichten

- ↳ Die obere Unterschicht strebt in die Mittelschicht, hat deshalb alle Orientierungen der Mittelschicht
- ↳ Die untere Unterschicht sieht keine Chance zum Aufstieg & deshalb ist ihre Zeitorientierung an der Gegenwart orientiert.

4.12.17

Unterschiede der Sozialisation zw MS und OS

1. Marshmallow Prinzip

↳ 2. Sprache

↳ Wie sprechen die unterschiedlichen Schichten?

⇒ Soziolinguistik

↳ Jugendsprache

↳ Berufsgruppen

↳ Geschlechter → Deborah Tannen (Du kannst mich...)

Bernstein wußt nach, wie Kinder in den Schichten sprechen.

Zeigte vier Bilder, die Kinder mussten diese Bilder mit eigenen Wörtern nacherzählen.

↳ Elaborierter Code ⇒ Mittelschicht

↳ Restringierte Code ⇒ Unterschicht

Durch Sprache in der Schule, können Kinder der NS dem gesagten leichter folgen, da Lehrer dieselbe Sprache sprechen?

Klausur: Wie bauen Mütter aus der US/MS einen Legoturm ⇒ Bezug auf Autonomie & Selbst entscheiden lassen

↳ 3. Erziehungsstile der Schichten

↳ Eltern aus der NS, haben andere Arbeitsplätze als US

↳ M. Kohn sagt: Der Mensch in der US, weißt wenig Autonomie am Arbeitsplatz aus. „Tut, dass was man ihm sagt.“

- ↳ MS, weißt am Arbeitsplatz mehr Autonomie auf. „Kann selbst entscheiden“
- ↳ Eltern, die wenig Autonomie erleben geben dies ihren Kindern weiter.
„Nehmen Entscheidungsfreiheit weg“
- ↳ Eltern, die viel Autonomie erleben, geben dies ihren Kindern weiter.
„Lassen Erfahrungen machen“.
- ⇒ In der Schule, müssen Kinder der US, plötzlich selbst Entscheidung treffen.

4. Musik in Bezug auf Schichten
Schicht hat Einfluss auf Soialisationsprozesse
Klausur: Ausgewählte Forschungsergebnisse der Sozialisation (Die 5 Punkte)

5. Sport in Bezug auf Schichten

Als SA im Kultusminist.

- ↳ Freizeitangebote an Schulen eingliedern.
→ Ganztagsschule
- ↳ Gemeinsam Gemeinschaftsschule um allen das Selbe zu ermöglichen (Gemeinsames Lernen)
- ↳ Lehrerausbildung (Eingehen auf versch. Schichten)

- ↳ Zuhause muss dafür Unterstützung kommen.
Kinder müssen von Zuhause aus ermutigt werden, diese Angebote anzunehmen.
⇒ Elternbildung & Familienbildung

- ↳ Macht & Herrschaftsstrukturen, verhindern diese Entwicklung (Privatschulen)

⇒ Einkommen & Bildung sind Objektive Faktoren. Dadurch werden Schichten gebildet → (Bsp.: Geld, Abschlüsse)

⇒ Subjektive Schichtstrukturen (wie denken Menschen)

↳ Qualitativ - Soziale - Schichtung (1)

↳ Quantitativ - Soziale - Schichtung (2)

① Qualitativ

↳ P. Sachmeh

• Die da oben, wir hier unten
↙

↳ Welche Deutungsmuster haben Menschen

über Soziale Ungleichheit (wie denken Menschen nach)

→ Hypothese: Wir leben im Jahr 2011 (Jahr der Hyp.)

Es müsste klar sein, dass die Ungleichheit selbst ~~hier~~ erstellt wird (Common Sense) ^{highlight}

„aufklärerische“ ⇒ Epoche Aufklärung (Rousseau)

Ungleichheit ist produkt menschliches Handelns
(Eltern schicken Kinder auf Privat Schulen)

Ist dieser Gedankengang bei den Menschen angekommen? oder denken die Menschen in früheren Epochen

→ Deutungsmuster → kognitiv (So ist es)

↓
Ungleichheit

→ Normativ (So soll es sein)

Hauptbefund

↳ Hypothese konnte er nicht halten:

→ Menschen hatten natürliche Gründe für Ungleichheit im Kopf.

⇒ Unvermeidbarkeit der soz. Ungleichheit

4 Typen: (Deutungsmuster)

① Soz. Ungleichheit ist einfach da.
Sie gehört zu jeder Gesellschaft.
(So ist es)

3

② „Es war schon immer so“ Soz. U.
hat es schon immer gegeben & wird
es immer geben. (historisch)
Bsp.: eine ungebildete Angestellte

(Neolithische Revolution)

(Sprache & Schichten ⇒ Bernstein)

③ Ungleichheit weil die Menschen unterschiedliche
~~Voraussetzung~~ Anlagen haben (z.B. usw.).

④ Ungleichheit ist unvermeidbar, weil die
Menschen sind so. Bezug auf Menschenbild

Menschenbild hat folgende Eigenschaft:

- Neid, Ehrgeiz, Egoismus, Individualismus, Röffgier usw.

Bsp:

② Quantitativ



Neue Modelle von Sozialer Ungleichheit

11.12.17

- ① Das Modell der Sozialen Lagen
- ② Lebensstile
- ③ Millieu's

Gemeinsamkeiten der 3 Punkte

↳ Hintergrund der 3 - Modelle , kritisieren die alten Begriffe. Klasse & Schicht sind nicht mehr ausreichend zur Beschreibung einer GS

↳ Alten Modelle konzentrieren sich zu sehr auf Beruf & Ökonomie

These: Es müssen mehr Faktoren geben.

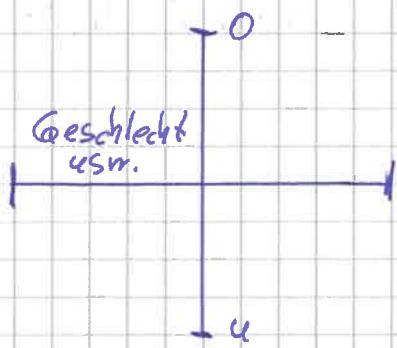
↳ Die enge Kopplung zwischen , Sozialer Lage & Lebensführung hat sich gelockert



- Sprache
- Konsum
- Auto

„Entkopplung“ von Sozialstruktur + Lebensführung

↳ Sozialstruktur lässt sich nicht mehr nur vertikal beschreiben. Horizontal kommt dazu „Multidimensional“



Soziallage (Am nächsten zu den Alten Modellen)

↳ Neben die Vertikale UG werden folgende horizontale Faktoren berücksichtigt, beispielsweise:
Alter, Geschlecht & Region

Durch die Kombination von mehr Merkmalen, wird die Beschreibung komplexer. Komplexe Beschreibung ist möglich.

↳ Soziallage von Menschen die in West-DE & Ost-DE leben

↳ Männer aus West-DE vs Männer aus Ost-DE usw.

⇒ Daraus lassen sich mehrere Ebenen bilden & Problemkonstellationen herausbilden. (Profile der Soziallage)

- Bestimmte Lebenslagen sind verknüpft mit ~~Wohlbefinden~~

↳ Dieses Modell ist Grundlage zur Erhebung durch Daten der Politik. (Sozialberichterstattung)
⇒ Wohlbefinden der Gesellschaft
(Wo, Wie, Warum)

Lebensstile

↳ LS ist ein rel. stabiles regelmäßig wiederkehrendes Muster, der alltäglichen Lebensführung

↳ Bsp.: geringer Ökonomischer Fußabdruck

Dies führt zu Handlungen Bsp.: Keim Auto fahren, Sec. Hand Shops usw.
(Werte & Einstellungen)

↳ 4 Merkmale haben Lebensstile → **wichtig für Beziehungsarbeit**

↳ 1. Lebensstile sind Bereichs übergreifend

→ Schwerpunkt im Freizeit & Konsumbereich

↳ 2. Lebenstilanalysen ~~nur~~ haben estethische Orientierung
in den Vordergrund (Stilisierung des eigenen Lebens)
→ Wie Menschen sich nach außen geben

↳ Optik des eigenen Körpers (Kleidung usw.)

↳ Musik

↳ Statussymbole (Auto / Handy usw.)

↳ 3. LS haben einen ganzheitlichen sinnhaften Charakter.

↳ zu einem festen ganzen

↳ 4. LS sind Identitätsstiftend Identitätsstiftend.

↳ Wir sind „Nudelsuppen“ esser. Finden wir gut.

↳ Grenzen uns von anderen aus.

Wie messe ich Lebensstile?

↳ frage die Menschen mithilfe von Indikatoren (Anzeige)

↳ Freizeitbereich (Was tun sie in ihre Freizeit)

↳ Urlaubsziele / usw.

- ↳ Musik & Leseaktivitäten (Was hören / Lesen Menschen)
- ↳ Wohnungsstil (Anhand von Bildern)
- ↳ Kleidungsstil
- ↳ Körperinszenierung (Parfum usw.)
- ↳ Essen & Trinken
- ↳ Weitere Konsumgewohnheiten

⇒ Gemeinsamkeiten verknüpfen

Bsp.: Essen & Wohnungsstil

⇒ Clusteranalyse (2000 Menschen haben
500 Variablen.)

Algorithmus berechnet Daten.

Bsp.: Gruppen sollen sich unterscheiden.

5.1 Kartoffelmodell / Sinus (vor Weihnachten)

- ① Bildung heute
- ② Warum ist Bildung für die Ges. wichtig
- ③ Warum wird Bildung innerhalb einer Familie weitergegeben

① Bildung heute 2016

↳ Inhaben eines bestimmten Zertifikates (Zeugnisse, Abschlüsse \Rightarrow Messbar)

1.1 Rahmenbedingungen

↳ Demographische Ausgangsbedingungen

↳ Geburten

↳ Langfristig ist mit einem Geburtenrückgang zu rechnen (Seit den 60er)

↳ Leichter Anstieg bei den Geburten hat zur Folge, dass wieder mehr Schulen benötigt werden.

„Zu beschulendes Material“

„Kiga, Vorschule, Schule“ \Rightarrow Mehr Bedarf

↳ Zunehmende mittlerliche Erwerbstätigkeit
 \Rightarrow keine Alleinverdiene mehr

\Rightarrow Bildungssystem muss sich um die Kinder kümmern

⇒ Bildungssystem gerät unter Druck

↳ Es gibt immer mehr Personal in den Kindertageseinrichtungen & Schulwesen

⇒ 575.000 Menschen arbeiten in Kitas

⇒ Viele Teilzeitkräfte; jüngere Fachkräfte bekommen meist nur befristete
~~Verträge~~ Verträge

↳ Lehrkräfte: Hoher Anteil über 55 Jahre

⇒ Bald werden viele Neue Lehre benötigt (Lekangebote)

1.2 Bildungseinrichtungen / Bildungsteilnahme

↳ Teilnehmegerate von Menschen mit und ohne Migrationshintergrund haben sich angehähert.

↳ Längeres gemeinsames Lernen gewinnt im Schulwesen an Bedeutung

= Ganztagschulen / Gemeinschaftsschulen

Seit 2014 mehr Studienanfänger als Personen die eine Ausbildung machen.

(Früher war es umgekehrt)

⇒ Überakademisierung

↳ Mehr internationale Studierende als

zuvor ↵ Diversität

18% im ersten Semester sind international

1.3 Bildungsprozesse

- ↳ Zunehmender Umfang der Kinder-Tages-Betreuung geht nicht zu lasten der in der Familie verbrachten Zeit.
 - ⇒ Zeitbudget
 - ⇒ Kindheit als wichtiger Bildungsprozess
 - Eltern sind gebildeter geworden ⇒ wissen mehr über Kindesentwicklung ⇒ fordern Kindheit bei eigenen Kindern
- ↳ Anhaltender Ausbau des schulischen Ganztagesbetriebs, bei weiter hoher Nutzung von außerschulischen Bildungsangeboten und freiwilligem Engagement
 - ⊗ nutzt ein Schüle 2,5 Std. an Ganztagschulen angebotenen Freizeiten 5 Std. Freizeitangebote accessible der Schule
- ↳ Leicht steigende Studiendauer bei insgesamt hoher Studienzufriedenheit
 - ⊗ Bachelorstudium dauert 7,2 Semester Einstellung zum Studium bleibt positiv 2/3 der Bachelor Studenten gehen in ein Master Studium

1.4 Bildungsergebnisse

- ↳ 1/4 der 5jährigen hat Sprachförderbedarf im Deutschen.
- ⇒ Logopädie, Fachkräfte für Sprache in Kita's
- ⇒ Wer? Personen mit Migrationshintergrund, Personen aus „niedrigen“ Schichten.
- ↳ Einmündung in die Erwerbstätigkeit vom Studiengang abhängig
 - ⇒ Nach einem Masterabschluss wird häufig ein Arbeitsplatz anhand der Qualifikation gesucht.
 - ⇒ Niedriges Arbeitslosigkeit

(2) Welche Funktionen hat Bildung für die Gesellschaft

- ### 2.1 Ausbildung von Grundlagenwissen nach verbindlichen Standards im Primären Bildungsbereich

⇒ Das was ich brauche um in der Gesellschaft zu funktionieren

↳ Spezialisierung im Sekundären Bereich

⇒ Bsp.: Banker, Maurer etc.

↳ Selektion von Talenten & Ausbildung dieser im Hochschulbereich, Kopf Arbeiter

Wissensarbeiter

⇒ Schafft Wohlstand

③ Bildungsvererbung „Transgenerational“

3.1 Primäre Herkunfts effekt (Boudon)

↳ Das was in der Familie vor der Schule passiert. Das was das Kind von den Eltern bekommt.

⇒ Ressourcen des Elternhauses: Eigenes Zimmer, Miete / Eigenes Haes , Einkommen, kultureller Hintergrund, Kommunikation untereinander

3.2 Sekundäre -Herkunfts- Effekt

↳ nach der 4. oder 6. Klasse muss man sich entscheiden in welche Schulform man wechselt.

⇒ Mentale Überlegungen Kosten/ Nutzen

⇒ Oberschicht ⇒ Kosten von Bildung gering. Kosten können von den Eltern bezahlt werden.

⇒ Differenzielle Entwicklungsmilieus

↳ Hauptschule

⇒ Schwächerer Schüler, untere Schicht, Bildungsschwach, Migration

Fiss-Cross-Effekt (Starke Schule auf HS- werden heruntergezogen)

⇒ Aufstieg von HS zu Gymn.
eher gering. Abstieg von
Gym. zu HS eher wahrscheinlich.

Geschichtlich 1950 - 1960

↳ 1957 Russen schickten Sputnik ins Weltall

⇒ Westliche Welt bekommt Panik
Russen sind weiterentwickelt.

- Angst vor Technologische Unterlegenheit

In DE gab es Georg Picht, zeigte auf das DE eine Bildungskatastrophe hat. Kaum Absolventen & Studenten.

Der Soziologe Sir Ralf Dahrendorf sagte, dass Picht recht hat und Bildung ist ein Bürgerrecht. Jeder sollte die Chance haben, Bildung zu erhalten.

Willy Brandt: Demokratie wagen.

Demokratisierung aller Bereiche, jeder soll Zugang zu Bildung haben.

Politik stellte Gelder zur Verfügung.

Schulen auf Ländere / Dörfer wurden errichtet.

⇒ Ländliche Begabungsreserve zu heben
„Bildungsexpansion“

Geschlossene Gesellschaften

Themenpapier des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) in Bamberg,
26. bis 30. September 2016

Millionen Menschen migrieren und flüchten, vertrieben durch Krieg, Armut, Umwelt- oder Klimakatastrophen und politische Repression. Zugleich schließen Europa und weitere Regionen ihre Grenzen, ziehen Zäune, um sich abzuschotten. Aber auch in vermeintlich sozialstrukturell und politisch offenen Gesellschaften gilt, dass viele Frauen, bildungsschwächere und gesundheitlich beeinträchtigte Gruppen sowie Angehörige minorisierter Gruppen, wie Migrantinnen und Migranten in sicheren oder gehobenen Berufspositionen stark unterrepräsentiert und von den wirtschaftlichen und politischen Eliten in Deutschland ausgeschlossen sind. Daneben bekunden verschlossene Arbeits-, Finanz- und Freizeitwelten, abschottendes Wachpersonal oder „gated communities“ ökonomische, soziale und kulturelle Abgrenzungen von Oberschichten. Als geschlossen erleben viele Menschen auch das politische „System“, das sie als abgekoppelt von den „realen“ Bedürfnissen beschreiben. Zugleich artikulieren sich viel mehr Menschen in Deutschland, Europa und weltweit als noch vor Jahrzehnten in der digitalen Öffentlichkeit, die für beinahe alle gleichermaßen offen erscheinen. Doch auch hier: Überwachung und „security“ von Orten, Personen und ihren Daten werden privat und von Seiten des Staates ausgebaut. Einerseits wächst durch einen damit einher gehenden Generalverdacht die Angst vor Offenheit in der Öffentlichkeit, zugleich gehen andererseits Personen immer offener und sorgloser mit ihren Daten um.

Geschlossene Gesellschaften sind nicht lebensfähig. Offene auch nicht. Dabei sind Gesellschaften, Organisationen, Gruppen und Lebensverläufe immer von einer Ambivalenz gleichzeitiger Offenheit und Geschlossenheit geprägt. Bei der Beobachtung geht es dann um Prozesse, hin zu mehr Öffnung oder zu mehr Schließung. Und es geht der Soziologie um das Verständnis der Ursachen von Öffnung und Schließung und ihren Folgewirkungen. Auch über die Zeit hinweg lassen sich einerseits mediale, ökonomische, politische und kulturelle Dynamiken ausmachen, die in der Vergangenheit und heute immer neue Räume in allen Bereichen der Gesellschaft geöffnet haben. Andererseits bestehen in eben diesen institutionellen, sozialstrukturellen und organisationalen Bereichen vielfältige Schließungen des Sozialen fort oder es entstehen in geöffneten Räumen sehr schnell neue Schließungen.

Mit dem Thema „Geschlossene Gesellschaften“ richtet der 38. Kongress der DGS daher seine Aufmerksamkeit auf einen Kernbereich der Selbstbeschreibung moderner Gesellschaften: Diese verstehen sich im Sinne der kritischen Aufklärung (Kant), des Marxismus oder der Rationalisierungs-, Differenzierungs- und Modernisierungstheorien (von

Unterschiedliche Dimensionen von
Gesellschaften.
Schließung gegenüber anderen Gruppen.

Jede Gesellschaft unterliegt um
Dynamiken. Es geht um
Offnungen & Schließungen.

Weber und Durkheim über Parsons und Luhmann bis Elias und Beck sowie den multiple modernities etwa bei Eisenstadt bzw. den postcolonial perspectives) als von Menschen selbst gemachte Ordnungen. Das heißt, moderne Gesellschaften verstehen sich als gestaltungsoffen. Und doch werden alltäglich Schließungen vorgenommen, und sie müssen vorgenommen werden. Partielle Geschlossenheit nach Außen kann dazu dienen, Rechte und Pflichten zu institutionalisieren, Erwartungssicherheit zu generieren, Identität zu sichern, Leistungskraft zu entfalten und nicht selten auch innere Offenheit zu bewahren oder auszubauen. Dabei vollziehen sich soziale Schließungs- und Öffnungsprozesse auf allen sozialen Ebenen, auf der Ebene des individuellen und kollektiven Handelns, in Klein- und Großgruppen, in Gesellschaften und Gemeinschaften, in Organisationen und Systemen. In den sozialen Konstruktionen von Sinn und Wert ebenso wie in den Kämpfen um Anerkennung geht es immer auch um das Verhältnis zwischen Offenheit und Geschlossenheit. Dabei sind unter Bedingungen von Knappheit soziale Schließungen auch ein wesentlicher Mechanismus, um unter Konkurrenzbedingungen Zugänge zu sozialen, ökonomischen und kulturellen Lebens- und Teilhabechancen zu steuern und Anerkennungen und Privilegien zu verteilen. Zudem sind Schließungen eine Möglichkeit, Komplexität zu reduzieren. Je komplexer die Verbindungen und Problemstellungen sind, desto komplexer sind häufig auch die Bearbeitungsprozesse und umso geschlossener agieren spezialisierte Expertengruppen. In Gesellschaften, Gemeinschaften und Organisationen etablieren sich Akteure und Akteurinnen über Selektions- und Ausschlussmechanismen. So etwa, wenn es Gruppen gelingt, andere soziale Gruppen über den – offenen oder verdeckten – Verweis auf Herkunft oder die Behauptung fehlenden oder minderwertigen Humankapitals vom Zugang zu den Ressourcen von Arbeitsmärkten, Bildungs- und Sozialsystemen auszuschließen. Soziologische Fragen und empirische Analysen zu Ursachen und Folgen sozialer Schließungen und Öffnungen sind vor diesem Horizont, denken wir nur an Weber, Parkin, Collins oder Bourdieu alles andere als neu, aber sie sind jeweils raumzeitlich spezifisch und derzeit (wieder) besonders virulent.



„Wer will, der kann!“ Mit diesem handlungsprogrammatischen Titel beginnt Anfang der 1950er Jahre im Aufbruch zur sozialen Marktwirtschaft ein Abendprogramm des deutschen Fernsehens. Die materiellen Bedingungen dieses normativen Imperativs waren in allen modernen Volkswirtschaften günstig: Für viele Menschen steigerte sich ihre ökonomische Produktivität, erhöhte sich ihre wirtschaftliche und soziale Wohlfahrt, verbreiterten sich die Zugänge zu Bildungs- und Sozialsystemen, vervielfältigte sich der kulturelle Erfahrungsraum, eröffneten sich neue Informationszugänge und vermehrten sich die sozialen Kontakte. Gleichwohl bestanden soziale Schließungen in vielfältiger Form fort, die Individualisierung und gestaltende Teilhabe systematisch verhinderten. Liberalisierungs- und Inklusionsprozesse stößen, so stellt die Soziologie in empirischer Hinsicht immer wieder fest, oft und schnell auf Ab- und Ausgrenzungsprozesse. 1. Hierbei kann es sich erstens um manifeste Abgrenzungspolitiken handeln, etwa wenn Professionen

versuchen, sich gegen die Konkurrenz anderer Berufsgruppen abzuschotten, der Wohlstand von Gruppen und Gesellschaften gegenüber Außenstehender bewacht und abgesichert wird, oder wenn Versicherungen und Clubs über rigide Mitgliedschaftsregeln ein günstiges Einnahmen-Ausgaben-Verhältnis herstellen und dadurch einen privilegierten Status von Wenigen absichern. Immer wieder versuchen organisierte Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften, ihre Vorteile zu maximieren und zu monopolisieren, indem sie den Zugang zu sozialen Rechten oder ökonomischen Begünstigungen und Chancen auf einen geschlossenen Personenkreis begrenzen. 2. Der häufigere Fall sind allerdings zweitens institutionalisierte, „selbstverständlich“ gewordene und dadurch kulturell verborgene Schließungen. Um sie werden deutlich weniger Auseinandersetzungen geführt. So als könnten sie gar nicht mehr zur Disposition stehen, werden diese Schließungen im Alltag gemeinhin als vorgegebene Bedingungen wahrgenommen. Dies ist der Fall etwa bei Gesundheits-, Alters- oder Geschlechternormen, Definitionen von Staatsbürgerschaft und nationaler Zugehörigkeit, Anwartschaftsbedingungen bei Sozialversicherungen, Arbeitsteilungen oder Berufszuschnitten, in denen zugleich Rechte und Pflichten sowie soziale Abhängigkeitshierarchien festgelegt werden.

Richten wir den Blick auf die gesellschaftlichen Entwicklungen, dann lässt sich beobachten, wie mit dem Begriff der ‚Globalisierung‘, der seit den 1980er Jahren die politischen und sozialwissenschaftlichen Diskussionen prägt, die Vorstellung vielfältiger Öffnungs- und Liberalisierungsprozesse sowohl zwischen als auch innerhalb der Nationalstaaten verbunden wurde. Globalisierung wurde und wird – zumindest auch – als befreiende Öffnung verstanden, als Überwindung von wachstumsbeschränkenden Regulierungen, planwirtschaftlichen Verfügungen sowie kulturellen Konformitäts- und Normalitätszwängen. Mit der Bildung transnationaler Wirtschafts- und Sozialräume und einer weitgehend von Territorium und Geographie losgelösten, beschleunigten funktionalen Differenzierung der Wirtschafts- und Sozialwelt schienen auch neue Formen eines internationalen Regierens und einer nicht mehr nationalstaatlich fixierten politischen Steuerung Wirklichkeit zu werden. Soziologische Diagnosen der Ausbildung einer „Weltgesellschaft“, die Beobachtung unaufhaltsamer transnationaler Vergesellschaftungs- und Vergemeinschaftungsprozesse und der Vorherrschaft multinationaler Unternehmensformen mit globalen Wertschöpfungsketten schienen auf eine tragfähige sozialstrukturelle Grundlage für neue Ordnungsmodelle auf allen Ebenen des Gesellschaftlichen hinzuweisen. In der Integration Europas fanden diese Entwicklungen als „postnationale Konstellation“ mit hohem emanzipatorischem Potential eine auf den ersten Blick stabile institutionelle Form, in der sich das Leitmotiv einer Öffnung zur Differenz materialisierte. Doch erwies sich diese neue Offenheit schnell nur als eine Seite der Medaille, denn gleichzeitig stellten sich Globalisierung bzw. Transnationalisierung als asymmetrisches Diktat dar. Oft wurden Öffnungen und Liberalisierungen als Teil der Politik internationaler Organisationen wie der Weltbank, des IWF und der WTO als Oktroi empfunden. An vielen Orten der Welt kennzeichnet (bisweilen extreme) Knappheit die Lebensbedingungen von Menschen, zugleich – und damit verschränkt – schotten sich ganze Regionen ökono-

misch ab, etwa durch Importbeschränkungen. So verhindert Protektionismus (Schließung) Entwicklungen (Offenheit) in den ausgeschlossenen Regionen. Solche ungleichen Verflechtungen lösen teilweise soziale Proteste aus und führen zur Mobilisierung einer globalen Demokratisierungsbewegung, die das Recht auf die Mitgestaltung ihrer Gesellschaft einfordert. Das Mindeste, was sich mit Blick auf diese Prozesse sagen lässt, ist: Tatsächlich offene und integrierte Gesellschaften benötigen sehr viel mehr an sozialen, politischen und kulturellen Voraussetzungen als das, was bislang für sie mobilisiert und realisiert wurde.

Aus der Perspektive sozialer und institutioneller Strukturen von Lebensverläufen sind vor allem ~~institutionell verankerte Zugangsnormen sowie das Handeln in Organisationen~~, insbesondere des Bildungs-, Berufs- und Beschäftigungssystems, von Bedeutung für soziale Schließungen. Hier wird auf vielfältige Weise unterschiedliche soziale Herkunft in ungleiche Teilhabechancen, seien es Bildungs-, Berufs- oder Einkommenschancen, überführt. In Organisationen mit ihren Zielen, Programmen und Mitgliedschaftsregeln lassen sich soziale Schließungen gut beobachten: Etwa wenn wir sehen, wie in Organisationen um exklusive Einflussmacht gerungen wird, die auch Korruption etc. einschließt (aktuell etwa in der FIFA). Oder wenn wir den Blick auf umfangreiche Spionagetätigkeiten (aktuell der NSA) oder komplexe Abstimmungs- und Entscheidungsprozesse (aktuell etwa das Transatlantischen Freihandelsabkommens TTIP) richten, wo die Öffentlichkeit von Informationen und Mitsprache ausgesperrt werden soll. Auch hier zeigt sich die Ambivalenz von Öffnung und Schließung. So, wenn Organisationen als Hüterinnen von Freiheit versuchen, sich gegen Protestgruppen und Populismus abzuschotten und genau damit offene Gesellschaften dort besonders schwächen, wo sie ohnehin schwach sind: am ständigen Aushandeln des Gemeinwohls auf Basis des guten Arguments.

Im Zusammenwirken von Menschen und Organisationen bilden sich qua Schließung Institutionen heraus. Dabei stabilisieren Sozialisations- und Vergesellschaftungsprozesse und die darin vermittelte Aneignung von gesellschaftlichen und organisatorischen Normen die entsprechenden Strukturen. Zugleich beinhalten Vergesellschaftungsprozesse immer und zwingend auch Öffnungen, etwa als subjektiver, praxeologischer, durchaus auch körperleiblicher Eigensinn oder als gestaltende, aktive Aneignung von Normen. Auch auf der subjektiven, biographischen Ebene lässt sich also die Gleichzeitigkeit von Öffnung und Schließung nachvollziehen. Darüber hinaus bzw. damit verbunden lassen sich umgekehrt auch Öffnungen von institutionalisierten Schließungen beobachten, wenn etwa aus nicht-hegemonialen Praxen juristische und institutionelle Öffnungen werden, wie beispielsweise bei der Gleichstellung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften.

Auf allen genannten Ebenen – globalisierte Weltgesellschaft, transnationale Räume, Nationen, Organisationen, Gruppen, Biographie – und sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Bereichen finden Auseinandersetzungen statt, die sich nicht nur, aber doch wesentlich um den Grad von Öffnung und Schließung im jeweiligen Kontext drehen. Die

Zugangsnormen sind wichtig für
Schließungen (Bsp.: für das Studium
benötigt man das Abi)
Zugangsnormen entscheiden über Zulassung

Sog. Gatekeeper → Rein
← Raes
Kann Zugänge beeinflussen (Bsp.: kann/Frau)

Analyse von Öffnungs- und Schließungsprozessen, ihre Institutionalisierung und De-Institutionalisierung, die Kämpfe um ihre Deutung und Bewertung sowie die Folgen für Leistungsbereitschaft, Innovationsfähigkeit, Enttäuschung oder Protest etc., sind seit jeher soziologische Kernanliegen. Die basalen Fragen nach sozialen Schließungen und ungleichen Verteilungen sind für Entwicklungen von Gesellschaften in die eine oder andere Richtung von hoher Bedeutung und geraten aktuell wieder stärker in den Blick der Sozialwissenschaft. Dies betrifft einerseits das Auseinanderdriften von Wohlstandsniveaus und politischer Beteiligung zwischen Gesellschaften, andererseits aber auch die Spreizung in der Verteilung von Zugängen zu Wohlstand und Mitsprache innerhalb von Gesellschaften. Schließlich hängen soziale Teilhabechancen auch in vermeintlich offenen Gesellschaften noch immer sehr stark von der wirtschaftsstrukturellen, sozialen und ethnischen Herkunft, dem Geschlecht, der sexuellen Orientierung und körperlichen und psychischen Voraussetzungen usw. ab.



Das Thema des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie ist im Lichte aktueller gesellschaftlicher Dynamiken und im Bewusstsein um die interne Pluralität des Faches konzipiert. Es gehört zum Selbstverständnis der Soziologie, die Ursachen sozialer Schließungen und ihre Wirkungsmechanismen für gesellschaftliche Entwicklungsprozesse und individuelle Lebensverläufe zu verstehen. Zusammenhänge offenzulegen und Folgewirkungen abzustecken, um Akteuren und Akteurinnen ein reflexives Wissen über Handlungen und Handlungsfolgen für die Entscheidungen, die sie zu treffen haben, bereitzustellen. Angesichts der systemübergreifenden Veränderungsprozesse ist die Soziologie, die ihren Ursprung in der Analysennotwendigkeit zunehmend dynamischer und komplexer werdender Gesellschaften genommen hat, dafür besonders qualifiziert.

Wir freuen uns, wenn Sie die Debatten des Kongresses mit Ihren theoretischen, thematischen und methodischen Perspektiven bereichern. Wir hoffen auf lebhafte Diskussionen der Ergebnisse empirischer Studien und theoretischer Verortungen, nicht zuletzt auch, um Nutzern und Nutzerinnen soziologischen Wissens ein hinreichendes Verständnis von Ursachen und Wirkungen sich öffnender oder sich schließender Gesellschaften und Gemeinschaften geben zu können.

* reflexives Wissen

↳ Produziert Wissen, mit dem Akteure arbeiten können. Wissen wird immer miteinbezogen.

* interne Pluralität



the day, and the next morning he was up at 4 A.M. to go to the market. He had a long walk to get there, and when he got there he found that the market was closed. He had to wait until 6 A.M. before he could get in. When he did get in, he found that there were many people there, and it was very crowded. He had to wait in line for a long time before he could buy anything.

When he finally got his food, he sat down to eat. He ate quickly, because he knew that he had to leave soon. He paid for his food and left the market.

He walked home, feeling tired but happy.

Ungleichheit, politisch gewollt

Seit der Wiedervereinigung hat die Ungleichheit stark zugenommen. Das ist keine Folge ökonomischer Gesetzmäßigkeiten, sondern das Ergebnis politischer Rahmensetzungen.

Weil die Arbeit immer anspruchsvoller wird, überbieten die Unternehmen sich gegenseitig, um gut ausgebildete Beschäftigte zu bekommen. ~~Qualifizierte~~ haben das Nachsehen und die Einkommensunterschiede nehmen zu. So erklären sich die meisten Wirtschaftswissenschaftler die Zunahme der Ungleichheit. Doch das ist wenig überzeugend, stellen Gerhard Bosch und Thorsten Kalina vom Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ) fest. Nach ihrer Analyse kann der bereits seit den 1970er-Jahren abnehmende Umfang einfacher Arbeit nicht den gut zwei Jahrzehnte später einsetzenden Verfall der Stundenlöhne von Ungelternen erklären. Außerdem hätten die Verdienstunterschiede zwischen gleich Qualifizierten ebenfalls deutlich zugenommen, wie verschiedene Studien zeigen. Vor allem ignorieren die ökonomische Standardtheorie den Einfluss von veränderten Machtverhältnissen und Arbeitsmarktinstitutionen. Bosch und Kalina argumentieren, dass die ~~Zunahme der~~ ~~Ungleichheit~~ in erster Linie auf die Schwächung des Tarifsystems zurückgeht. Sie identifizieren sechs Faktoren, die dessen ausgleichende Funktion geschwächt haben:

- ▶ Nach 1990 gelang es nicht, das westdeutsche Tarifsystem in die neuen Länder zu übertragen.
- ▶ Dass Unternehmer im Osten dem Tarifsystem „ungestrafft“ fernbleiben konnten, wurde nun zur „Blaupause“ für ganz Deutschland. Gerade kleine und mittlere Firmen aus dem Dienstleistungssektor kehrten auch im Westen dem Kollektivsystem den Rücken.

Outsourcing

- ▶ Unternehmen lagerten einen immer größeren Teil ihrer Tätigkeiten aus, um Lohnkosten zu sparen.

Von der EU initiierte Deregulierungen setzten viele tarifgebundene Wirtschaftsbereiche durch eine neue Billigkonkurrenz unter Druck, etwa bei der Telekommunikation, dem öffentlichen Nahverkehr oder der Müllabfuhr.

Einen Unterbietungswettbewerb bei den Löhnen setzte auch die EU-Dienstleistungsfreiheit in Gang, besonders in der Bauwirtschaft.

Unter starkem politischem Druck schlossen Gewerkschaften Tarifverträge mit Öffnungsklauseln ab, die wirtschaftlich schwachen Betrieben ein vorübergehendes Unterschreiten der Standards ermöglichen sollten. In der Praxis kam es dadurch vielerorts zu einer dauerhaften Absenkung der Löhne.

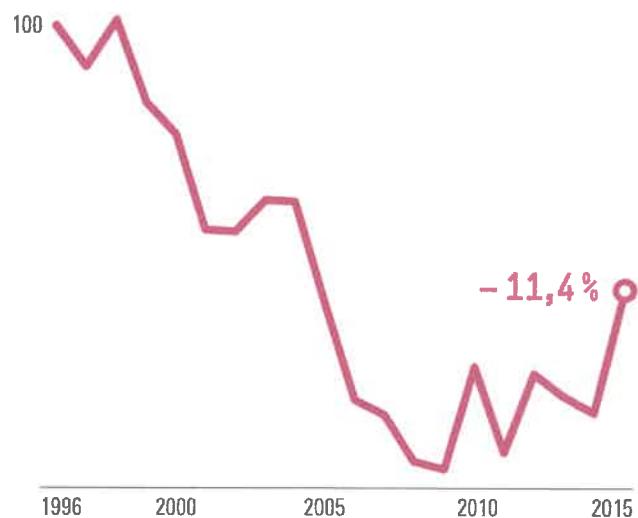
All dies konnte geschehen, so Bosch und Kalina, weil die Unternehmen nach dem Sieg des Kapitalismus im Systemwettbewerb „in den Verteilungskämpfen weniger politische

Rücksichten auf die Stabilität des politischen Systems nehmen“ mussten. Teile der „politischen Elite, vor allem aus den großen Unternehmen“, hätten die „sozialstaatlichen Kompromisse der Nachkriegszeit“ nun schrittweise aufgekündigt.

Zur Verfestigung der gestiegenen Ungleichheit haben den Forschern zufolge auch die Hartz-Reformen beigetragen. Zwar haben sich die Einkommen schon vor 2005 aus-

Niedriglöhne sind gesunken

So entwickelte sich das unterste Zehntel der Reallöhne ...



Quelle: Bosch, Kalina 2017 Grafik zum Download: bit.do/impuls0914
Daten: bit.do/impuls0915

Hans Böckler
Stiftung

einanderentwickelt. Aber der gestiegene Druck auf Arbeitslose, prekäre Jobs anzunehmen, ließ die Löhne am unteren Ende selbst bei guter Konjunktur weiter sinken. Hinzu kam, dass die Wirkung der staatlichen Umverteilung nachließ: Während die Steuern für Besser verdienende und Unternehmer gesenkt wurden, belasteten eine höhere Mehrwertsteuer sowie geringere Leistungen der Renten- und Arbeitslosenversicherung Haushalte mit geringen Einkünften überproportional.

Dass die Kluft zwischen Arm und Reich nicht automatisch zunimmt und die Entwicklung der Verteilung stark von politischen Faktoren abhängt, betrachten die Wissenschaftler als ermutigend. Es bedeutet nämlich, dass die Ungleichheit „auch wirkungsvoll wieder eingedämmt werden kann“. Mit dem gesetzlichen Mindestlohn sei ein Anfang gemacht.

Quelle: Gerhard Bosch, Thorsten Kalina: Wachsende Ungleichheit in der Prosperität, IAQ-Forschungsbericht 3/2017 Download: bit.do/impuls0916



Begleitende Materialien zur Vorlesung Soziale Lagen (5.1.)

Das Feld der Sozialstrukturanalyse / sozialen Ungleichheit im Spiegel von Kernbegriffen

1). Sozialstrukturanalyse als Oberbegriff

In einer ersten Annäherung kann „Sozialstruktur“ in seiner Bedeutung entlang der Wortbestandteile zerlegt werden. Es geht also zuerst um die Begriffe „sozial“ und „Struktur“. Mit „sozial“ ist in der Soziologie nichts anderes gemeint als zwischenmenschlich. „Sozial“ meint also jene direkten und indirekten Beziehungen, die zwischen Menschen bestehen. **Mit „sozial“ im Sinne von „gut zu Mitmenschen“, wie es etwa der alltägliche Sprachgebrauch nahelegt und vielleicht auch das sozialarbeiterische Denken nahelegt, muss das nicht notwendigerweise etwas zu tun haben**

„Struktur“ meint in der Soziologie eine relativ beständige, innere (das heißt äußerlich nicht unbedingt erkennbare) Zuordnung von Elementen eines Ganzen. Untersuchung von Strukturen erfordert also zunächst ein Zergliedern des Gesamtzusammenhangs in die Bestandteile und eine anschließende Analyse der jeweiligen Wirkungs- und Beziehungsgefüge zwischen den Elementen.

Damit gebraucht die Soziologie den Begriff „Struktur“ ähnlich wie in vielen anderen Wissenschaften, etwa wenn von einer „Molekularstruktur“ einer chemischen Verbindung oder von der „grammatikalischen Struktur“ einer Sprache die Rede ist. Auch sie sind relativ dauerhaft und bestimmen den inneren Aufbau der Materie bzw. der Sprache.

Darüber hinaus wird das, was der Strukturbegriff umschreibt, in der Soziologie als **weitgehend unabhängig von den Menschen gedacht**. Das heißt, auch wenn Strukturen im Prinzip auf menschliches Verhalten zurückzuführen sind, treten bestehende Strukturen den Menschen äußerlich, als etwa scheinbar Objektives gegenüber. Sie dienen als Handlungsorientierungen oder Handlungsanleitungen. Nach dem französischen Soziologen Emile Durkheim (1984), der Strukturen begrifflich unter anderem als **soziale Tatsachen** bezeichnet, üben sie sogar einen **Zwang auf die Menschen** aus, der die Handlungsfreiheiten zum Großteil einschränkt. Diese

Denkfigur, also individuelle Reaktionen auf gesellschaftliche Zwänge, ist im Übrigen auch wichtig für das Verständnis des abweichenden Verhaltens.

Zieht man das jetzt einmal zusammen, dann kann man sagen:

Der Begriff „Sozialstruktur“ umschließt die **Gesamtheit der relativ dauerhaften sozialen Gruppierungen, Institutionen, Organisationen einer Gesellschaft, der sozialen Beziehungen und Wirkungszusammenhänge innerhalb und zwischen diesen.**

Die Analyse der Sozialstruktur wird in den meisten Publikationen entlang ausgewählter Dimensionen vorgenommen. Die wichtigsten sind dabei

- Bevölkerung
- Haushalte und Familie
- Bildung
- Erwerbstätigkeit
- **Soziale Ungleichheit**
- Soziale Sicherung
- Kultur und Lebensweisen

Auch hier in diesen Dimensionen kann der Strukturbegriff jeweils spezifisch verwendet werden. Mit ihm wird dann zum Ausdruck gebracht, dass es keine zufälligen Formen von Bevölkerung, Bildung und sozialer Ungleichheit gibt, sondern diese systematisch zu Bevölkerungsstrukturen, Bildungsstrukturen und Strukturen sozialer Ungleichheit geformt werden.

2). Differenzierung/Diversity ist nicht gleich soziale Ungleichheit

<http://www.sfb882.uni-bielefeld.de/programm>

Von der Differenz zur Ungleichheit – das gewaltige Forschungsprogramm

Menschen unterscheiden sich neben physischen Merkmalen durch Nationalität und Ethnizität, durch kulturelle Vorlieben, Lebensstile, Einstellungen, Orientierungen und Weltanschauungen, durch ihre Kompetenzen, Qualifikationen und Eigenschaften sowie ihren Beruf. Doch wie entstehen aus solchen Heterogenitäten soziale Ungleichheiten? Welche sozialen Mechanismen stehen dahinter? Diesen Fragen geht der Sonderforschungsbereich (SFB) "Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten" nach.

Zeigen an

Heterogenitäten indizieren zunächst eine bloße Verschiedenheit von Gesellschaftsmitgliedern:

Keine Beeinflussung → askriptive Merkmale wie physische Unterschiede zwischen den Menschen, Geschlecht, Alter, Nationalität und Ethnizität; kulturelle Vorlieben, Lebensformen, Lebensstile, Einstellungen, Orientierungen und Weltanschauungen; Kompetenzen, Qualifikationen und Eigenschaften, die als gesellschaftlich legitimierte Mechanismen der Chancenzuweisung angesehen beziehungsweise zumindest als solche diskutiert werden; sowie die Differenzierung von Tätigkeiten im Rahmen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung.
Ungleichheiten sind dezidiert im Plural, das heißt als mehrdimensionales Phänomen zu begreifen. Dies betrifft zum einen unterschiedliche Ungleichheitsdimensionen, zum anderen zusätzlich zur sozialstrukturellen Verteilung die Wahrnehmung, Deutung und Bewertung verschiedener Ungleichheiten und Ungleichheitslagen. Wir berücksichtigen klassische Ressourcenungleichheiten ebenso wie Anerkennung und Teilhabechancen in unterschiedlichen Lebensbereichen.

*In der Politik
etc.*

*wie wird aus Unterschiedl.
↓ Ungleichheit*

Der zweite Pfeiler, auf dieser Unterteilung fußend, ist der Versuch, die sozialen Mechanismen zu identifizieren und zu systematisieren, die aus bloßen Heterogenitäten soziale Ungleichheiten entstehen lassen. Damit ist das gemeinsame Erkenntnisinteresse der im beantragten Sonderforschungsbereich zusammengeführten Teilprojekte die Untersuchung sozialer

* entschieden

1 Bildung, Vermögen, Prestige

Intersectionalität

4

Mechanismen, durch die individuelle Heterogenitäten – im Sinne bloßer Verschiedenheit der Gesellschaftsmitglieder – zu sozialen Ungleichheiten führen. Wie bestimmte Heterogenitätsmerkmale zu bestimmten Ungleichheiten führen, wird sowohl in der

Bsp.: [↑] Geschlecht, Alter, Rasse

3). Soziale Ungleichheit auf den Punkt gebracht

Durch Prozesse sozialer Bewertung und Zuschreibung wird aus Heterogenität soziale Ungleichheit

Stefan Hradil (1999: 26) bestimmt s.U. wie folgt:

Soziale Ungleichheit 'Soziale Ungleichheit' liegt dann vor, wenn Menschen aufgrund ihrer Stellung in sozialen Beziehungsgefügen von den wertvollen und begehrten Gütern einer Gesellschaft (Einfluss, Wohlstand, Ansehen, Gesundheit, Sicherheit/sichere Anstellung, Integration, Autonomie, gesunde Umwelt) regelmäßig mehr als andere erhalten.

Hradil, Stefan (1999). Soziale Ungleichheit in Deutschland. 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.

4). Soziale Ungleichheit und soziale Gerechtigkeit – zwei Konzepte, die auseinanderzuhalten sind!

Hradil, S. (2012). Soziale Ungleichheit. Eine Gesellschaft rückt auseinander. In: Stefan Hradil et al. (Hrsg.), *Deutsche Verhältnisse. Eine Sozialkunde* (S. 155-188). Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Soziale Gerechtigkeit

Dann lässt sich mit Stefan Hradil argumentieren: Moderne Gesellschaften unterscheiden sich von traditionellen nicht durch das Vorhandensein sozialer Ungleichheit, sondern durch ihren Anspruch, über ein legitimes, also gerechtfertigtes Gefüge sozialer Ungleichheit zu verfügen. Ob

soziale Konflikte entstehen oder der gesellschaftliche Zusammenhalt stabil bleibt, hängt daher entscheidend davon ab, inwieweit die Menschen das Gefüge sozialer Ungleichheit als gerecht ansehen. Dies wird dann umso wichtiger, wenn, wie derzeit teilweise zu beobachten, eine Gesellschaft immer ungleicher wird und wichtige, wahrnehmbare Mobilitätsbarrieren eher höher als niedriger ausfallen.

Definition:

Unter Gerechtigkeit werden moralisch begründete, akzeptierte und wirksame Verhaltens- und Verteilungsregeln verstanden, die Konflikte vermeiden, welche ohne die Anwendung von Gerechtigkeitsregeln bei der Verteilung begehrter Güter oder ungeliebter Lasten auftreten würden. Wie alle moralischen Regeln, so setzen auch Normen sozialer Gerechtigkeit voraus, dass Menschen ihr Verhalten und Verteilungsprozesse gestalten können. Gerechtigkeitsforderungen angesichts von Sachzwängen sind sinnlos.

Unter sozialer Gerechtigkeit sind allgemein akzeptierte und wirksame Regeln zu verstehen, die der Verteilung von Gütern und Lasten durch gesellschaftliche Einrichtungen (Unternehmen, Fiskus, Sozialversicherungen, Behörden etc.) an eine Vielzahl von Gesellschaftsmitgliedern zugrunde liegen. Ausdrücklich nicht gemeint sind Verteilungsregeln, die beispielsweise ein Ehepaar unter sich aushandelt.

Soziale Gerechtigkeit findet sich auf mehreren Ebenen: Erstens ist sie gewissermaßen „eingebaut“ in viele gesellschaftliche Regulierungen und Einrichtungen (z. B. in die höheren Steuerklassen für Ledige oder in die gesetzliche Krankenversicherung, in der Familienmitglieder unter Umständen kostenlos mitversichert sind).

Zweitens ist soziale Gerechtigkeit in den Einstellungen der Menschen enthalten. Und drittens wird sie deutlich in deren Verhalten, z. B. in der politischen Partizipation.

Konzentriert man sich auf die Einstellungen der Menschen, so finden sich in ihren Köpfen — oft gleichzeitig, häufig vage und nicht selten vermischt — meist mehrere unterschiedliche Gerechtigkeitsvorstellungen. Wenn von „sozialer Gerechtigkeit“ die Rede ist, dann bleibt also festzustellen, um welche Gerechtigkeit es sich im Einzelfall handelt.

Arten sozialer Gerechtigkeit *

Systematisch betrachtet lassen sich immerhin folgende Typen analytisch auseinanderhalten:

Vorstellungen von **Leistungsgerechtigkeit** fordern, dass Menschen so viel erhalten sollen (Lohn, Schulnoten, Lob etc.), wie ihr persönlicher Beitrag und/oder ihr Aufwand für die jeweilige Gesellschaft ausmachen. Konzepte der Leistungsgerechtigkeit propagieren damit ungleiche Belohnungen, um die Menschen für ungleiche Bemühungen und ungleiche Effektivität zu belohnen, sie zur weiteren Anstrengung zu motivieren und so für alle Menschen bessere Lebensbedingungen zu erreichen. Dahinter steckt dann wiederum ein bestimmtes Menschenbild!

Vorstellungen von **(Start-)Chancengerechtigkeit** zielen darauf ab, dass alle Menschen, die im Wettbewerb um die Erlangung von Gütern und die Vermeidung von Lasten stehen, die gleichen Chancen haben sollen, Leistungsfähigkeit zu entwickeln und Leistungen hervorzubringen. Das Konzept der Chancengerechtigkeit bezieht sich also nicht auf das Ergebnis, sondern auf die Ausgestaltung von Leistungswettbewerb. Unterstellt werden durchaus ungleiche Verteilungsergebnisse. Die Vorstellung von Chancengerechtigkeit hat nur dann einen Sinn, wenn Chancen bestehen, mehr oder weniger große Erfolge zu erzielen (zum Beispiel das Abitur statt einen Hauptschulabschluss zu absolvieren). Das Konzept der Chancengerechtigkeit erstreckt sich auf ganz unterschiedliche Startpunkte und Konkurrenzfelder.

Als **bedarfsgerecht** gelten Verteilungen, die dem »objektiven« Bedarf von Menschen entsprechen, insbesondere ihren Mindestbedarf berücksichtigen. Empirisch vorzufinden ist **Bedarfsgerechtigkeit** zum Beispiel in den unterschiedlichen Steuerklassen des Einkommenssteuerrechts. Hinter diesem Konzept steht die Einsicht, dass Chancen- und Leistungsgerechtigkeit nicht in der Lage sind, dem jeweiligen Bedarf der nicht Leistungsfähigen, das heißt der Kranken, Alten, Kinder etc. gerecht zu werden.

Dem Konzept der **egalitären Gerechtigkeit** zufolge sollen Güter und Lasten möglichst gleich verteilt werden. In einer abgeschwächten Version dieser Gerechtigkeitsvorstellung werden auch Verteilungen von Gütern und Lasten, die gewisse Bandbreiten der Ungleichheit nicht überschrei-

* **Bedingungslose Grundeinkommen baut auf diese Punkte auf**

ten, als gerecht angesehen. Empirisch äußern sich egalitäre Gerechtigkeitsvorstellungen zum Beispiel in der Kritik an bestimmten Managergehältern allein aufgrund ihrer enormen Höhe.

Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit werden in aller Regel für nationalstaatliche Gesellschaften heute lebender Menschen erhoben. Daran wird immer kritisiert, dass Gerechtigkeitsvorstellungen nicht an Landesgrenzen Halt machen dürfen (z.B. im Rahmen des Welthandels), Altersgruppen unterscheiden sollten (so Rentner und Erwerbstätige) und (etwa im Hinblick auf den Ressourcenverbrauch) auch unsere Nachfahren mit einbeziehen müssen.

Konzepte der **Globalen Gerechtigkeit** sind daher auf alle Menschen unseres Planeten gerichtet. Umweltverschm. \hookleftarrow Sozialversicherung (Rente) Forderungen nach **Generationengerechtigkeit** erstrecken sich auf die Güter- und Lastenverteilung der heute lebenden Generationen wie auch der kommenden.

Die Konzepte einer globalen und einer intergenerationalen Gerechtigkeit stellen keine neuen Gerechtigkeitsarten, sondern **Maßstabsveränderungen** bisheriger Gerechtigkeitsverständnisse dar. Wer Generationengerechtigkeit fordert, kann damit auch Leistungsgerechtigkeit, Chancengerechtigkeit, Bedarfsgerechtigkeit und/oder Gleichheitsgerechtigkeit meinen.



Bonuszahlungen an Geschäftsführungen: Wodurch werden Gerechtigkeitsurteile von Erwerbstägigen beeinflusst?

Olaf Struck · Matthias Dütsch · Gesine Stephan

Online publiziert: 12. September 2017
© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2017

Zusammenfassung Die Einkünfte geschäftsführender Manager großer Unternehmen und insbesondere Bonuszahlungen stehen immer wieder in der Kritik. Empirischen Befunden zufolge erachten fast drei Viertel der deutschen Bevölkerung Managereinkommen als ungerecht hoch. Auf der Basis eigener Befragungsdaten wird untersucht, welche Kriterien in Gerechtigkeitsurteile zu Bonuszahlungen einfließen. Warum werden Bonuszahlungen im eigenen Unternehmen als (un)gerecht empfunden? Unter welchen Bedingungen steigt ihre Akzeptanz? Die Befunde zeigen, dass mit der von den Befragten geschätzten Höhe der Bonuszahlungen die kritische Sicht zunimmt. Das Ungerechtigkeitsempfinden gegenüber Bonuszahlungen im eigenen Unternehmen kann allerdings durch die Beachtung von Aspekten der ~~Erhaltensgerechtigkeit~~ und der ~~Feelinggerechtigkeit~~ sehr deutlich gemindert werden.

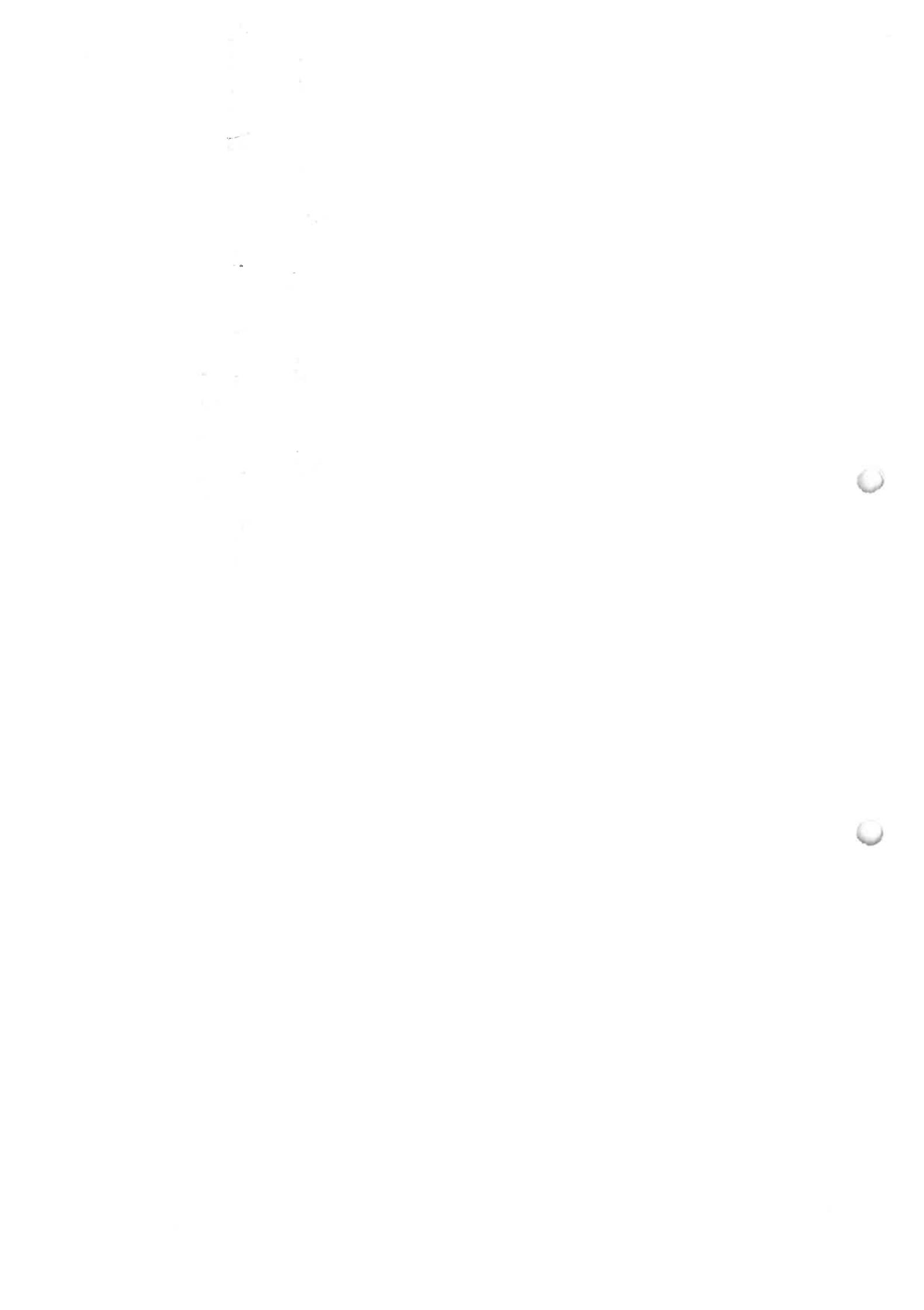
Schlüsselwörter Bonuszahlungen · Managereinkommen · Gerechtigkeitsurteile

* *Normalerer Maßstab an dem Gerechtigkeit gemessen wird*

O. Struck (✉) · M. Dütsch
Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Feldkirchenstraße 21, 96045 Bamberg, Deutschland
E-Mail: olaf.struck@uni-bamberg.de

M. Dütsch
E-Mail: matthias.duetsch@uni-bamberg.de

G. Stephan
Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesagentur für Arbeit



UNGLEICHHEIT

Ängstliche Arbeitslose, ärgerliche Chefs

Soziale Unterschiede wirken sich auch auf das Gefühlsleben aus: Menschen mit niedrigem Einkommen haben häufiger Angst. Gebildete und Führungskräfte ärgern sich öfter.

Zahlreiche theoretische Ansätze vermuten seit langem einen Zusammenhang zwischen dem sozialen Status und den erlebten Emotionen. Empirische Studien gibt es dazu bislang aber nur wenige. Katja Rackow und Christian von Scheve von der Freien Universität Berlin haben nun zusammen mit Jürgen Schupp vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung untersucht, wie sich soziale Ungleichheiten auf das Empfinden von Angst und Ärger auswirken.* Dazu haben sie Daten des Sozio-ökonomischen Panels ausgewertet, einer repräsentativen Haushaltsbefragung mit mehr als 20.000 Teilnehmern. Die Forscher beziehen sich auf die seit 2007 abgefragte Kurzskala zu Emotionen und errechnen statistische Zusammenhänge zu Indikatoren sozialer Ungleichheit.

Das Ergebnis: Niedrige Einkommensgruppen empfinden verstärkt Angst. Die Erklärung der Sozialwissenschaftler: Angehörige dieser Gruppe sehen wenig Möglichkeiten, die gesellschaftlichen Umstände etwa durch politisches Engagement zu ändern. Ärger empfinden vor allem höher gebildete in Führungspositionen. Die Forscher erklären das damit, dass das Empfinden von Ärger den eigenen, gehobenen Status verstärkt und so auch der Machtseicherung dient. Auf diese Weise könnte „die soziale Strukturierung des emotionalen Empfindens vorhandene soziale Ungleichheiten reproduzieren oder sogar verstärken“.

Laut den Autoren konzentrierten sich Untersuchungen zu den Zusammenhängen von sozialen Unterschieden und Emotionen bislang hauptsächlich auf generelle Empfindungen wie Glück oder Zufriedenheit. Konkrete Emotionen wie Angst und Ärger verraten hingegen mehr über daraus folgende Handlungen.

Beide Emotionen zählen zu den zentralen Gefühlen des Menschen. Zudem führen sie zu nahezu konträren Konsequenzen: Während „Angst tendenziell zu einem Rückzugerverhalten oder dem untätigten Verharren in einer unangenehmen Situation“ führt, motiviere „Ärger zum Handeln und zur potenziellen Beseitigung emotionsauslösender Umstände“.

Ärger: Um dahinter zu kommen, wie Ärger mit dem sozialen Status zusammenhängt, haben die Forscher zahlreiche Faktoren wie Geschlecht, Herkunft, Alter oder Familienstand untersucht. Dabei hat sich gezeigt, dass sich vor allem Bildung auf das Empfinden von Ärger auswirkt: Befragte mit einem höheren Abschluss berichten deutlich häufiger, dass sie sich ärgern, als Befragte mit einem niedrigeren Abschluss. Auch Beschäftigte mit Leitungsaufgaben und Personalverantwortung empfinden vergleichsweise häufig Ärger. Hinsichtlich des Einkommens haben die Wissenschaftler beobachtet,

dass die Wahrscheinlichkeit, sich zu ärgern, bis zu einem Verdienst von etwa 20.000 Euro im Jahr abnimmt und bei höheren Einkommen wieder ansteigt.

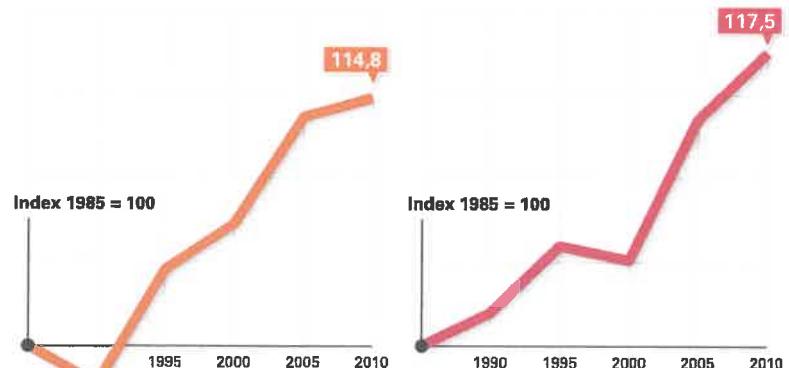
Angst: Laut den Untersuchungen ängstigen sich weibliche Befragte deutlich häufiger als männliche. Auch ein Migrationshintergrund oder ein Wohnort in den neuen Bundesländern erhöht die Wahrscheinlichkeit, Angst zu empfinden. Mit steigendem Alter nimmt die Angst dagegen ab. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich aber, dass diese Beobachtungen vor allem auf Einkommenseffekte zurückzuführen sind. Arbeitslose empfinden häufiger als alle anderen Berufsklassen Angst. „Je höher der Status, je höher das Einkommen, desto seltener erleben Befragte Angst“, analysieren die Sozialwissenschaftler.

Die Einkommensunterschiede nehmen zu

Seit 1985 änderte sich in Deutschland die Ungleichheit (Gini-Koeffizient) der ...

... Markteinkommen
(vor Steuern und Sozialtransfers)

... verfügbaren Einkommen
(nach Steuern und Sozialtransfers)



Quelle: OECD 2012, eigene Berechnung | © Hans-Böckler-Stiftung 2013

„Hinsichtlich des Status ist es aber ausschließlich der unfreiwillige Ausschluss aus dem Arbeitsmarkt, der die Häufigkeit des Erlebens von Angst maßgeblich erhöht.“

Dass insbesondere Arbeitslose häufig Angst empfinden, schen die Forscher als Reaktion auf die Erfahrung, ausgeschlossen zu sein. Da das Fehlen eines Arbeitsplatzes oft als „persönlicher Mangel“ angesehen werde, sei Arbeitslosigkeit deutlich mehr „als nur ein Mangel an finanziellen Ressourcen“. Dass mit dem unfreiwilligen Ausschluss aus dem Erwerbsleben negative Emotionen zunehmen, betrachten die Sozialwissenschaftler als Beleg für die „große Bedeutung einer erfolgreichen Eingliederung in den Arbeitsmarkt“.

* Quelle: Katja Rackow, Jürgen Schupp, Christian von Scheve: Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit, in: Zeitschrift für Soziologie 5/2012
Link zur Studie unter boecklerimpuls.de



Musikalische Aktivität von Jugendlichen: Bildung und Einkommen der Eltern entscheidend

Kristine Kruse Pressestelle
Bertelsmann Stiftung

In einer Band spielen oder im Chor singen, auch bei diesen musikalischen Aktivitäten geht in der Jugend die soziale Schere weit auseinander. Die aktuelle Studie "Jugend und Musik" der Bertelsmann Stiftung zeigt: Je niedriger der Bildungsstatus und das Einkommen der Eltern, desto unwahrscheinlicher ist es, dass ein Jugendlicher Musik macht.

Gütersloh, 11. September 2017. Ob Jugendliche Musik machen, hängt vom Bildungsstatus und dem Einkommen der Eltern ab. Die soziale Ungleichheit des deutschen Bildungssystems setzt sich in der musikalischen Bildung fort. So lautet das Fazit der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, die im Auftrag der Bertelsmann Stiftung Daten der Jugendbefragung des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) auf die Teilnahme an musikalischen Aktivitäten hin ausgewertet haben. Besonders gefährdet sind der Studie zufolge:

- Jugendliche aus einkommensschwachen Haushalten
- Jugendliche mit niedrigem Bildungsstatus
- Jugendliche mit direktem Migrationshintergrund

"Gemeinsames Singen und Musizieren fördert Werte wie Gemeinschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl und Toleranz. Musik ist damit ein wichtiger Teil der Persönlichkeitsentwicklung von Kindern und Jugendlichen. Daher sollte es nicht vom Bildungsstatus oder dem Einkommen der Eltern abhängen, ob ein junger Mensch ein Instrument spielt oder im Chor singt", so Liz Mohn, stellvertretende Vorsitzende der Bertelsmann Stiftung.

Familärer Hintergrund und Schulform haben erheblichen Einfluss

Insgesamt macht rund ein Viertel der 17-jährigen Jugendlichen in Deutschland Musik (24 Prozent). Mehr als die Hälfte (53 Prozent) von ihnen machen hauptsächlich Rock-, Pop-, Hip-Hop- und Technomusik, 27 Prozent klassische Musik und 20 Prozent Unterhaltungs- und Volksmusik.

Hat der Vater Abitur gemacht, verdoppelt sich die Wahrscheinlichkeit, dass ein Jugendlicher ein Instrument spielt oder singt. Auch die besuchte Schulform des Jugendlichen beeinflusst die musikalische Aktivität: Besucht ein Jugendlicher kein Gymnasium, sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass er Musik macht, um 50 Prozent. Im Vergleich zu anderen Schülern beginnen Gymnasiasten im Durchschnitt früher mit dem Musik machen (8 Jahre zu 10 Jahre), engagieren sich häufiger im Chor und Orchester der Schule (33 Prozent zu 16 Prozent) und erhalten häufiger bezahlten Musikunterricht (28 Prozent zu 10 Prozent).

Gerade bei Letzterem zeigt sich die soziale Selektivität musikalischer Bildung am stärksten: Während ein Drittel der Jugendlichen aus den einkommensstärkeren Haushalten (über 30.000 Euro Jahresnetto) bezahlten Musikunterricht erhalten, um Gesang oder ein Musikinstrument zu erlernen, sind es in Haushalten mit niedrigem Einkommen und Bildungsstatus (unter 15.000 Euro Jahresnetto) lediglich acht Prozent.

Soziale Schere bleibt erhalten – Fördermittel leichter zugänglich machen
Der Trend zwischen 2001 bis 2015 zeigt, dass immer mehr Jugendliche aktiv Musik machen. Nahmen 2001 bis 2005 nur 19 Prozent der Jugendlichen daran teil, so waren es 2010 bereits 28 Prozent und 2015 sogar fast 29 Prozent. Dieser Aufwärtstrend schließt aber die soziale Schere nicht. An Jugendlichen aus den einkommensschwächsten Haushalten geht er eher vorbei, während Jugendliche aus Familien mit mittlerem Einkommen verstärkt an bezahltem Musikunterricht teilnehmen.

Der Aufwärtstrend, so Prof. Christian Höppner, Generalsekretär des Deutschen Musikrats, zeigt: "Handgemachte Musik ist Trumpf bei Kindern und Jugendlichen. Schule und Musikschule müssen gestärkt werden, die soziale Schere zu Gunsten bildungsbenachteiligter Kinder zu schließen."

Allein ein Mehr an den bestehenden Förderprogrammen reicht nicht aus, sind sich Deutscher Musikrat und Bertelsmann Stiftung ein. Neue Wege müssen entwickelt werden, die starker als bisher benachteiligte Jugendliche ansprechen und einbinden. Ganztagsschulen aller Schulformen bieten dazu besondere Möglichkeiten. Zur Finanzierung dieser Angebote sollten Fördermittel, die im Bildungs- und Teilhabepaket des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales nicht abgerufen werden, den Kommunen flexibel und bedarfsgerecht zur Verfügung gestellt werden.

Zusatzzinformationen

Das Projekt "Musikalische Bildung" der Bertelsmann Stiftung setzt sich für die Teilhabe aller Heranwachsenden an den Potenzialen von Musik für gelingendes Aufwachsen ein. Im Auftrag des Projekts haben Prof. Dr. Andreas Lehmann-Wermser und Dr. Valerie Krupp-Schleuhner von der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover Daten ausgewertet, die das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) im Rahmen der SOEP-Jugendbefragung erhoben hat. An der repräsentativen Befragung haben 6256 Jugendliche im Alter von 17 Jahren seit 2001 teilgenommen und auch Angaben zu ihren musikalischen Aktivitäten gemacht. Neben der Abfrage der Häufigkeit „Musik hören“ und „Musik machen“ in der Freizeit wird konkret nach dem Singen und dem Spielen eines Musikinstrumentes gefragt. Jugendliche, die aktiv Musik machen, geben noch darüber Auskunft, wann sie mit dem Musiknachen begonnen haben und ob sie dafür Musikunterricht erhalten (haben).

Unsere Experten:
Arne-Christoph Halle, Telefon: 0 52 41 81 349
E-Mail: arne-christoph.halle@bertelsmann-stiftung.de

Dr. Ute Welscher, Telefon: 0 52 41 81 395
E-Mail: ute.welscher@bertelsmann-stiftung.de
Twitter: @UteWelscher

Weitere Informationen:

<https://www.bertelsmann-stiftung.de/musikalische-bildung/>

* Sport das Selbe
* Tradition innerhalb der Familie (Kultur)
* Kosten // * freizeitgestaffelt (Alltag)

Explanans
Bildung &
Einkommen
~ Schicht

Explanandum
Musik
Aktivität

Soziale Lagen und soziale Ungleichheit:

Subjektive Deutungen sozialer Ungleichheit oder wie sehen Gesellschaftsmitglieder selbst das Phänomen soziale Ungleichheit? Welche Deutungen haben sie parat?

Kontext:

Bislang wurden die Modellierungen von SozialwissenschaftlerInnen betrachtet, welche Ungleichheit anhand je unterschiedlicher Kriterien objektiv zu bestimmen versuchen. Wir erweitern jetzt das Spektrum durch zwei neue Betrachtungsweisen. Perspektive 1 beleuchtet auf der Basis von repräsentativen Umfragen die Verteilung von bestimmten Vorstellungen zu „Schichten“, „sozialer Ungleichheit“ „Armut“, „Reichtum“ und „Gerechtigkeit“ in unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen (Text aus Informationsdienst Soziale Indikatoren). Perspektive 2 interessiert sich auf einer qualitativen Ebene für die Meinstruktur solcher Vorstellungen und ihren Konsequenzen.

Empirisches Beispiel

Sachweh, Patrick (2011). "Unvermeidbare Ungleichheiten? Alltagsweltliche Ungleichheitsdeutungen zwischen sozialer Konstruktion und gesellschaftlicher Notwendigkeit." Berliner Journal für Soziologie 21, 4, 561-586.

Abstract:

Der Beitrag rekonstruiert einen unausgesprochenen „aufklärerischen Common Sense“ der Ungleichheitssoziologie, demzufolge sich mit dem Übergang zur Moderne bei den Menschen ein Bewusstsein der gesellschaftlichen Ursachen sozialer Ungleichheitsverhältnisse herausgebildet hat und diese daher legitimationsbedürftig seien. Es wird gefragt, inwiefern dies eine realistische Annahme über die alltäglichen Ungleichheitsdeutungen der Gesellschaftsmitglieder ist. Auf der Basis qualitativer Interviews mit Menschen in privilegierten und benachteiligten Lagen wird ein Deutungsmuster der „Unvermeidbarkeit sozialer Ungleichheit“ rekonstruiert, dass Ungleichheit nicht als vom Menschen gemachtes soziales Konstrukt, sondern als eine unausweichliche Notwendigkeit gesellschaftlicher Ordnung ansieht. Zwar existiert parallel ein Deutungsmuster der „Herkunftsbedingtheit“ sozialer Ungleichheit, das die sozialen Konstruktionsprozesse von Ungleichheit in den Vordergrund rückt. Durch die Koexistenz beider Deutungsmuster im Alltagsbewusstsein der Befragten wird jedoch das ungleichheitskritische Potenzial der Herkunftsdeutung unterlaufen.

Die im Folgenden zu referierende Forschungsarbeit fragt 1) Wird Ungleichheit in der zeitgenössischen deutschen Gesellschaft – von den Menschen tatsächlich vorrangig als sozial bedingt wahrgenommen, oder existieren noch andere Erklärungsmuster für Ungleichheit?

2) Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen Wahrnehmungen für die normativen Orientierungen der Menschen – und damit die Legitimation sozialer Ungleichheit? Führen beispielsweise Deutungsmuster, die soziale Ungleichheitsursachen betonen, auch zu ungleichheitskritischen normativen Orientierungen, wie vom aufklärerischen Hintergrundkonsens angenommen?

Messlatte: Der aufklärerische Common Sense der Ungleichheitsforschung

Übergang zur Moderne rückt zunehmend die *gesellschaftlichen Ursachen sozialer Ungleichheitsverhältnisse ins Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder*: Wahrnehmung und Erklärung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse wird also „entnaturalisiert“. Ungleichheit wird als Produkt menschlichen Handelns gesehen, womit sie prinzipiell auch veränderbar ist dies im Denken der Menschen aber präsent?

Theorie und Vorgehen:

Deutungsmuster: weisen eine kognitive und eine normative Dimension auf

Datengrundlage: 20 leitfadengestützte diskursive Interviews (Ulrich 1999) mit Angehörigen privilegierter und benachteiligter sozialstruktureller Lagen.

Ergebnisse: Vier Deutungsmuster der Unvermeidbarkeit sozialer Ungleichheit:

- 1) Die bloße *Fakizität, das schlichte Fazettieren sozialer Ungleichheit*
 - 2). *Historische Kontinuität* sozialer Ungleichheit
 - 3). *Verschiedenheit der Menschen in ihren Anlagen und Fähigkeiten*
 - 4) Rekurs auf die *menschliche Natur, also auf ein bestimmtes Menschenbild*
- Alle vier Varianten verstehen Ungleichheit als unabänderliche, mit der menschlichen Existenz eng verbundene Tatsache. Damit aber wird soziale Ungleichheit als eine unausweichliche Begleitersecheinung gesellschaftlicher Ordnung angesehen.
- In einem zweiten Auswertungsschritt zeigt der Autor dann auf, dass teilweise parallel zu den genannten Aufassungen, solche existieren, die stärker gesellschaftliche Ursachen für Ungleichheitsstrukturen betonen. Koexistenz beider Muster hebt aber kritisches Potenzial aus.

Zusammengefasst zieht das wie gesagt teilweise ebenfalls existierende Deutungsmuster der Herkunftsbedingtheit ein größeres Bewusstsein für die sozialen Grundlagen gesellschaftlicher Ungleichheit nach sich. Dabei lieben die Interviewpartner aus den unteren Schichten mehr auf die materiellen Umstände ab, während die Befragten aus den höheren Schichten mehr das soziokulturelle Umfeld betonen.



Sozialberichterstattung
Gesellschaftliche Trends
Aktuelle Informationen

Eine gesis Publikation

Inhalt

Schichtzugehörigkeit nicht nur vom Einkommen bestimmt	1
Individuelle Erfahrung des Alters stark von Behinderung beeinflusst	7
Gleiches Ausmaß, unterschiedliche Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens	11
Measuring and Monitoring Social Progress in European Societies – Is Life Still Getting Better?	15
Veranstaltungshinweis	
Die Verteilung der Vermögen in Deutschland	
Ein Buchhinweis	15
„Das Wohlstandsquartett“ – Ein neuer Vorschlag zur Wohlstandsmessung	16

Schichtzugehörigkeit nicht nur vom Einkommen bestimmt

Analysen zur subjektiven Schichteinstufung in Deutschland ** Es geht doch zurück zu alten Modellen*

Die strukturierte sozio-ökonomische Ungleichheit, d. h. die mit der Position in der gesellschaftlichen Statushierarchie verbundene Benachteiligung oder Privilegierung von Bevölkerungsgruppen, genießt neuerdings wieder zunehmende Aufmerksamkeit: So haben Wissenschaftler und die Medien z. B. von der schrumpfenden Mittelschicht, einer wachsenden Unterschicht und deren Einstellungen und Verhaltensgewohnheiten, der Entstehung eines neuen Präkariats oder auch der in Deutschland besonders ausgeprägten Abhängigkeit der Bildungschancen von der sozialen Herkunft berichtet und damit lebhafte gesellschaftspolitische Diskussionen ausgelöst. Noch vor wenigen Jahren wurde dagegen in der Soziologie – vor allem in Deutschland – eine ebenso intensive wie kontroverse Debatte über eine Gesellschaft „jenseits von Klasse und Schicht“ (Beck 1986, 121ff. und Habil 1987) und neue, d. h. insbesondere „klassenlose“ oder gar entstrukturierte Formen der sozialen Ungleichheit geführt. Auch von prominenten Sozialwissenschaftlern wurde die These vertreten, Klassen und Schichten hätten sich im Zuge eines durch Prozesse der Individualisierung gekennzeichneten Wandels der Sozialstruktur aufgelöst und als Kategorien der Sozialstruktur- und Ungleichheitsanalyse überlebt. Wenngleich sie Gegenstand kontroverser Debatten war, hat diese Sichtweise in den 1980er und 1990er Jahren hierzulande eine dominierende Rolle gespielt.¹ Allerdings ist es inzwischen „um die Auflösungsthese stiller geworden“ (Geißler 2010: 39), wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie mit aktuellen Beobachtungen von sozialen Zusammenhängen und Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung – wenn überhaupt – nur sehr bedingt kompatibel zu sein scheint.

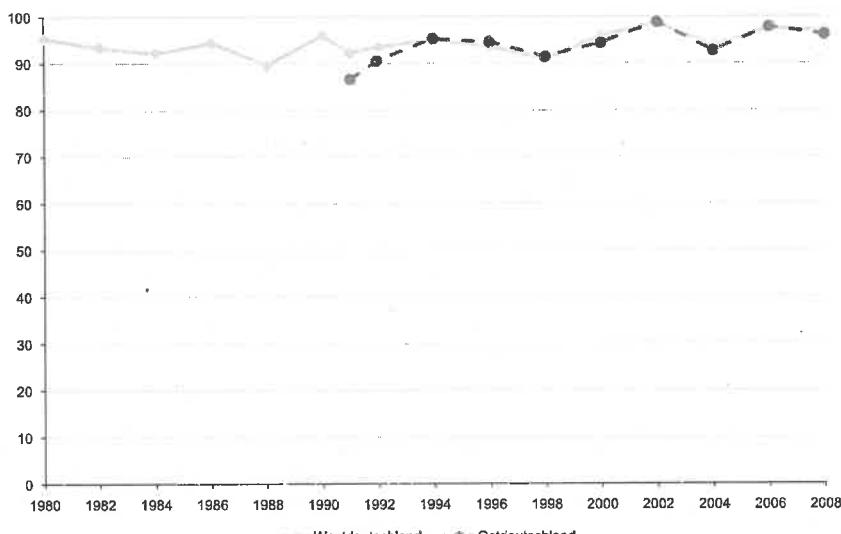
** Neue Modelle, aktuelle reichen nicht aus. (Milieu modell)*

Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, wie sich die Schichtung der deutschen Gesellschaft gegenwärtig darstellt und in den zurückliegenden Jahrzehnten entwickelt hat, von welchen Merkmalen es abhängt, welcher sozialen Schicht sich Personen subjektiv zugehörig betrachten und ob bzw. welche Einstellungs- und Verhaltenskonsequenzen mit der so definierten Schichtzugehörigkeit verbunden sind. Trotz mancher Unterschiede – auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden soll – haben Klassen- und Schichtkonzepte gemein, dass sie den Blick auf das mehr oder weniger hierarchisch strukturierte Positionsgefüge einer Gesellschaft lenken. Die Positionierung der Gesellschaftsmitglieder in dieser Struktur wird vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, auf die Stellung auf dem Arbeitsmarkt und im Erwerbssystem zurückgeführt. Zudem wird angenommen, dass mit ähnlichen Positionen – Klassenlagen oder Schichten – typischerweise

spezifische Lebensverhältnisse und -chancen sowie auch klassen- oder schichtspezifische Interessen, Einstellungen und Verhaltensdispositionen – bzw. Mentalitäten und Habitus – verbunden sind. Inwieweit das tatsächlich der Fall ist und ob sich die Zusammenhänge im Zuge des gesellschaftlichen Wandels möglicherweise gelockert haben und heute weniger sichtbar sind, wie verschiedentlich vermutet wird (z. B. Geißler 2010: 38), sind jedoch Fragen, die letztlich nur empirisch beantwortet werden können.

Das Konzept der sozialen Schichtung und die Zugehörigkeit von Personen zu einzelnen Schichten wird in diesem Beitrag über ein subjektives Merkmal – die subjektive Schichtidentifikation – operationalisiert und empirisch ermittelt. Die Frage, welcher sozialen Schicht sich Personen zugehörig fühlen, gehört zum klassischen Repertoire der Umfrageforschung

1: Empirische Daten werden als Instrument eingesetzt. Bei Umfragen z.B.

Grafik 1: Anteil der Befragten mit valider Angabe zur Schichteinstufung (in %)

Datenbasis: kumulierter Allbus 1980-2008

und ist einer der am häufigsten verwendeten Indikatoren für die empirische Untersuchung der sozialen Schichtung.² Informationen dazu, wie sich Personen in eine vorgegebene Rangordnung sozialer Schichten subjektiv einstufen, lassen sich nicht nur zu einem Bild der Makrostruktur sozialer Schichtung zusammenfügen, sondern geben insbesondere Aufschlüsse darüber, wie Individuen und Gruppen ihre eigene soziale Position im Vergleich zu anderen in der gesellschaftlichen Statushierarchie verorten und aus welcher Perspektive sie am sozialen und politischen Leben partizipieren. Das Bild, das sich die Bürger von der Schichtstruktur und ihrer eigenen Position darin machen, muss nicht in jedem Falle mit Befunden zur sozialen Schichtung übereinstimmen, wie sie unter Verwendung von objektiven Schichtindikatoren – wie z. B. Indikatoren des beruflichen Status, Bildung oder Einkommen – gewonnen werden, weil bei der subjektiven Perzeption und Bewertung manifester Faktoren berücksichtigt werden und dabei nicht zuletzt auch Vergleichsprozesse eine Rolle spielen können.

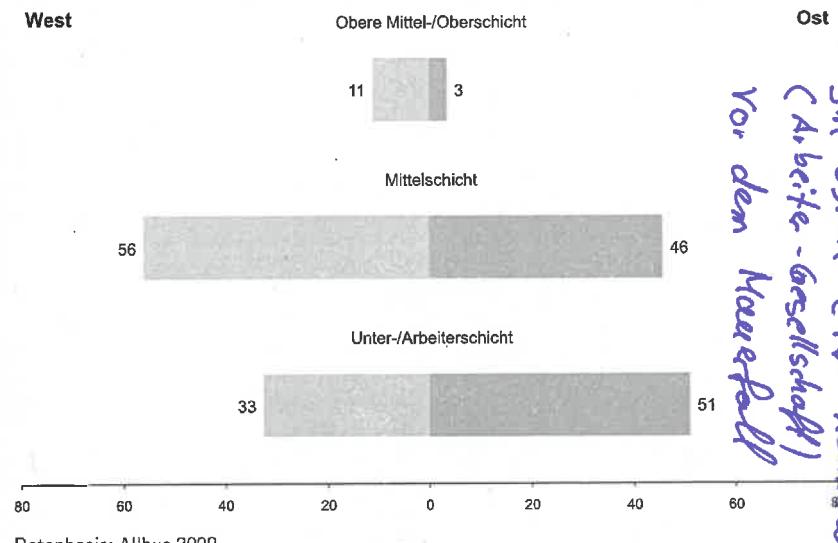
Die nachfolgend präsentierten empirischen Befunde beruhen auf Analysen von Daten aus verschiedenen Erhebungen der Allgemeinen Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften (ALLBUS), insbesondere dem ALLBUS 2008. Die Frage nach der subjektiven Schichtidentifikation wird im Rahmen des ALLBUS seit 1980 regelmäßig gestellt und lautet: „Es wird heute viel über die verschiedenen Bevölkerungsschichten gesprochen. Welcher Schicht rechnen Sie sich selbst eher zu, der Unterschicht, der Arbeiterschicht, der Mittelschicht, der oberen Mittelschicht oder der Oberschicht?“³ Für die durchgeführten Analysen wurden die fünf in der Frage unterschiedenen Schichtkategorien teilweise zu lediglich drei Schichten zusammengefasst: Unter-/Arbeiterschicht, Mittelschicht, Obere Mittel-/Oberschicht.

Antworten lediglich 1991, d. h. dem Jahr der ersten Befragung und zudem in einer Phase, die durch große Umwälzungen und erhebliche „Statusverunsicherung“ gekennzeichnet war, mit 13% (darunter 7% „Einstufung abgelehnt“) deutlich größer war als in Westdeutschland, danach aber kaum noch von den westdeutschen Werten differierte, mit einem Minimum von ebenfalls 1% im Jahr 2002. Diese Resultate unterstreichen nachdrücklich, dass das Bild einer stratifizierten Gesellschaft im Bewusstsein der Bevölkerung unverändert fest verankert ist und es zudem klare Vorstellungen über die eigene Platzierung in der Schichtstruktur gibt.

Mehr als jede/r zweite Westdeutsche identifiziert sich mit der Mittelschicht, jede/r zweite Ostdeutsche mit der Unter-/Arbeiterschicht

Die Struktur, die sich aus der Verteilung der Bevölkerung auf die drei zusammengefassten Schichtkategorien ergibt, weist nach wie vor charakteristische Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland auf (Grafik 2): 2008 betrachtete sich mehr als jeder zweite Westdeutsche der Mittelschicht zugehörig, jeder dritte stufte sich in die Unter- und Arbeiterschicht ein und etwas mehr als jeder zehnte in die obere Mittel- und Oberschicht. Im Unterschied zu Westdeutschland, wo die Mittelschicht dominiert, ordnet sich in Ostdeutschland nach wie vor die Mehrheit (51%) der Bevölkerung der Unter- und Arbeiterschicht zu. In die Mittelschicht stufen sich hier 46% der Befragten ein und in die obere Mittel- und Oberschicht lediglich 3%.

Bei Betrachtung der differenzierten Schichtkategorien wird deutlich, dass auf die Unterschicht (West 3%, Ost 7%) und Oberschicht (West 0.5%, Ost 0.2%) in beiden Landesteilen nur marginale Bevölkerungsanteile entfallen, wenngleich sich auch bei der Betrachtung der „Randschichten“ die Tendenz zu einer höheren Einstufung der Westdeutschen manifestiert.

Grafik 2: Subjektive Schichtzugehörigkeit - West- und Ostdeutschland 2008 (in %)

Datenbasis: Allbus 2008

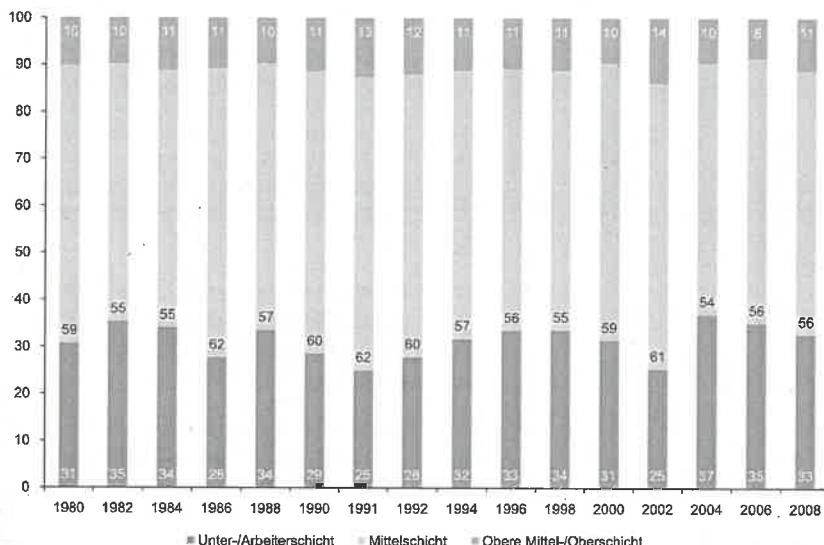
Schelsky: „Nivellierte MS-Gesell.“

„Arbeiter + Bauern als Elite“

Es hat sich nichts verändert!
Jeder findet seinen Platz
in der Hierarchie

West-DE: eher als MS / Ost-DE eher als US

Warum: In West wird suggeriert, dass jeder Reichtum erhalten kann (USA-Philosophie)

Grafik 3: Subjektive Schichtzugehörigkeit: Westdeutschland 1980-2008 (in %)

Datenbasis: kumulierter Allbus 1980-2008

Die nach wie vor beträchtlichen Unterschiede in der Schichtidentifikation zwischen West- und Ostdeutschland haben sich im Zeitverlauf nur mäßig verringert: zwischen 1992 und 2008 beim Anteil der Unter-/Arbeiterschicht von 27 auf 18 und beim Anteil der Mittelschicht von 18 auf 10 Prozentpunkte.

„Subjektive Schichtstruktur“ weitgehend unverändert: keine Tendenz zu schrumpfender Mittelschicht

Vor allem in Westdeutschland ist die sich aus der subjektiven Einstufung der Befragten ergebende Schichtstruktur – über den gesamten Zeitraum von nahezu drei Jahrzehnten betrachtet – erstaunlich stabil geblieben. Trotz eines beachtlichen strukturellen und institutionellen Wandels, z. B. im Bereich des Arbeitsmarktes und der Beschäftigung, der Zuwanderung, aber auch im Hinblick auf das Bildungsniveau der Bevölkerung, hat sich die Verteilung auf die Schichten zwischen 1980 und 2008 praktisch nicht verändert, und sofern Veränderungen im Zeitverlauf zu beobachten sind, handelt es sich dabei um Schwankungen, die keinen Trend erkennen lassen (Grafik 3).

Behauptungen, dass die Unterschicht in Deutschland expandiere und die Mittelschicht schrumpfe – wie sie kürzlich auf der Grundlage von kurz- und mittelfristigen Veränderungen der Einkommensverteilung angestellt wurden (Grabka/Frick 2008 und Goebel/Gornig/Häußermann 2010), werden durch die Entwicklung der perzipierten Schichtzugehörigkeit jedenfalls nicht bestätigt.⁴ Die geringe zeitliche Variabilität der subjektiven Schichteinstufung könnte u. a. auch damit zusammenhängen, dass es sich dabei um eine relative Einstufung der eigenen Position im gesellschaftlichen Statusgefüge handelt und sich der allgemeine Bezugsrahmen wie auch die Vergleichsmaßstäbe, die dabei zugrunde gelegt werden, mit der Zeit verändern.

Allgemeinen auch die soziale Schicht, der man sich zugehörig fühlt.

Allerdings sind die Zusammenhänge weniger eindeutig, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Von den Personen, die höchstens über einen Hauptschulabschluss verfügen, stufen sich mehr als 50% in die Unter- und Arbeiterschicht ein, aber ein beinahe ebenso großer Anteil in die Mittelschicht. Personen mit einem höheren Bildungsabschluss (Abitur/FH-Reife) stufen sich größtenteils in die Mittelschicht (60%) oder in die obere Mittel- und Oberschicht (24%) ein, aber immerhin fast jeder sechste Befragte mit Abitur oder einer Fachhochschulreife identifiziert sich mit der Unter- und Arbeiterschicht. Die perzipierte Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Schichten steht offensichtlich auch mit dem jeweiligen Haushaltseinkommen in einem engen positiven Zusammenhang: Je höher die am bedarfsgewichteten Haushaltsnettoeinkommen gemessene Einkommensposition, desto höher ist im Durchschnitt auch die soziale Schicht, mit der sich die Befragten identifizieren. Von denjenigen, die über weniger als 70% des mittleren Einkommens verfügen, ordnen sich 61% der Unter- und Arbeiterschicht und 37% der Mittelschicht zu. Und während sich zwei Drittel der Bezieher von einem Einkommen unterhalb der Armutsriskoschwelle (60%) zur Unter- und Arbeiterschicht zählen, sieht sich ein Drittel der Einkommensarmen als Angehöriger der Mittelschicht. Dagegen betrachten sich 63% der Personen in der höchsten Einkommensposition (> 150% des mittleren Einkommens) der Mittelschicht zugehörig und 29% der oberen Mittel- und Oberschicht. Personen mit einer mittleren Einkommensposition (70-150% des mittleren Einkommens) stufen sich mit 56% größtenteils in die Mittelschicht ein, aber mit fast 40% auch zu einem beträchtlichen Anteil in die Unter- und Arbeiterschicht.

Verwendet man das sogenannte Goldthorpe-Klassenlagen-Schema für die Operationali-

Enger Zusammenhang zwischen subjektiver Schichtzugehörigkeit und objektiven Schichtungsindikatoren

Damit ist die Frage aufgeworfen, von welchen Faktoren und Merkmalen es abhängt, welcher sozialen Schicht sich Personen zuordnen und wo sie sich in der vorgegebenen Schichthierarchie einstufen.⁵ Naheliegend ist zunächst die Hypothese, dass die subjektive Schichtzugehörigkeit in erster Linie von der objektiven Position in der Schichtstruktur abhängt, wie sie aus den „klassischen“ Schichtungsvariablen Bildung, Beruf und Einkommen resultiert. Dass sich diese Hypothese bestätigt, ist bereits aus den bivariaten Zusammenhängen zwischen der subjektiven Einstufung und den objektiven Schichtungsvariablen zu erkennen (Tabelle 1; Grafik 4): Je höher der Bildungsabschluss, je höher der berufliche Status und je höher das Einkommen, desto höher ist im

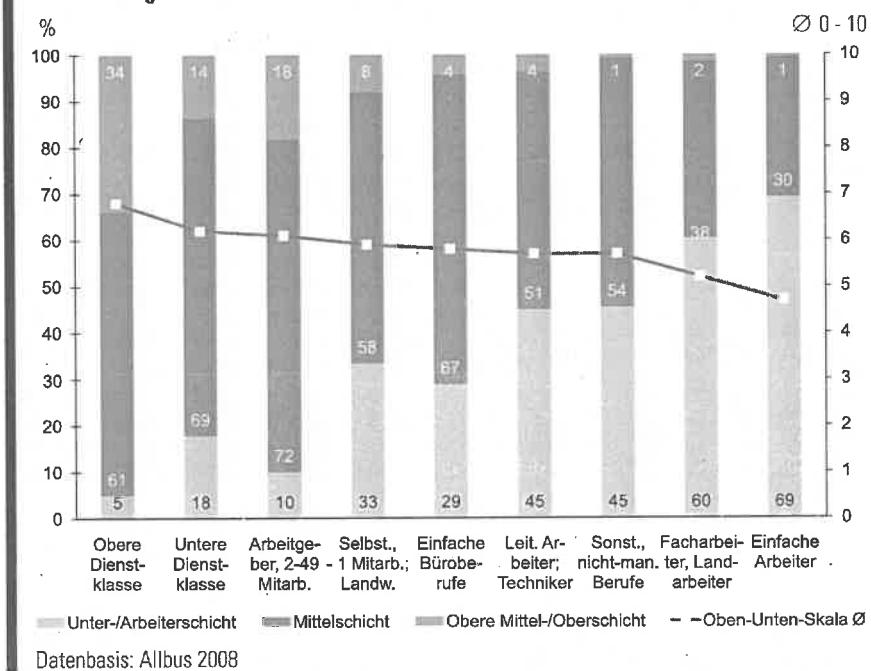
Tabelle 1: Subjektive Schichteinstufung nach ausgewählten soziodemographischen Merkmalen in Deutschland 2008 (in %)

	Unter-/Arbeiterschicht	Mittelschicht	Obere Mittel-/Oberschicht
Gesamtdeutschland	34	56	10
Westdeutschland	33	56	11
Ostdeutschland	51	46	4
<i>Schulabschluss</i>			
kein/Hauptschule	51	47	2
Realschule	37	57	6
Abitur/FH-Reife	15	61	24
noch Schüler/Sonst.	29	60	11
<i>Einkommensposition¹</i>			
<70% vom mittleren Einkommen	61	37	2
70-150% vom mittleren Einkommen	39	56	4
>150% vom mittleren Einkommen	8	63	29
unterhalb der Armutsriskoschwelle (<60%)	65	33	2

1) bedarfsgewichtetes Haushaltsnettoeinkommen (mod. OECD-Skala); (mittleres Einkommen=Median)

Datenbasis: ALLBUS 2008

Grafik 4: Subjektive Schichteinstufung und Oben-Unten-Skalenwert nach Klassenlagen - Deutschland 2008



Datenbasis: Allbus 2008

sierung des aktuellen oder früheren, eigenen oder abgeleiteten beruflichen Status⁶, findet sich der höchste Anteil von Personen, die sich der Unter- und Arbeiterschicht zugehörig fühlen (69%), unter den einfachen, d. h. un- oder geringqualifizierten Arbeitern (Grafik 4). Der Anteil derjenigen, die sich der oberen Mittel- und Oberschicht zuordnen, ist erwartungsgemäß mit 34% in der sogenannten „oberen Dienstklasse“ am höchsten, während der „Mittelschichtanteil“ in der Kategorie der Selbständigen mit 2-49 Mitarbeitern (72%) den höchsten Wert erreicht. Weit über dem Durchschnitt liegen auch die Mittelschichtanteile für die untere Dienstklasse (69%) sowie die einfachen Büroberufe (67%). Von den kleinen Selbständigen mit maximal einem Mitarbeiter, ordnet sich zwar ebenfalls eine Mehrheit der Mittelschicht zu (58%), aber mit 33% auch ein beachtlicher Teil der Unter- und Arbeiterschicht. Die Klassensetzung der leitenden Arbeiter und Techniker sowie der sonstigen nicht-manuellen Berufe verteilen sich dagegen fast gleichmäßig auf die Unter- und Arbeiterschicht sowie die Mittelschicht. Bemerkenswert ist zudem, dass sich vier von zehn Fach- und Landarbeitern nicht der Unter- und Arbeiterschicht, sondern einer höheren Schicht zuordnen. Dabei ist festzustellen, dass die Identifikation mit der Unter- und Arbeiterschicht unter den verschiedenen Kategorien von Arbeiterberufen mit steigender Qualifikation und Anordnungsbefugnis abnimmt und die Identifikation mit der Mittelschicht zunimmt.

Obere und untere Dienstklasse an der Spitze der gesellschaftlichen Statushierarchie, Arbeiter am unteren Ende

Grafik 4 bildet neben der subjektiven Schichteinstufung auch die durchschnittliche Einstufung auf der „Oben-Unten“- Skala für die

Goldthorpe-Klassenlagen ab. Die Anordnung der Klassenlagen auf der X-Achse der Grafik entspricht dabei der Rangfolge, die sich aus der Einstufung auf der „Oben-Unten“- Skala ergibt: An der Spitze der gesellschaftlichen Hierarchie stehen demnach die obere und untere Dienstklasse, gefolgt von mittleren und kleinen Selbständigen. Am Ende der Hierarchie stehen qualifizierte und einfache Arbeiter. Wie aus Grafik 4 leicht zu erkennen ist, korrespondieren die subjektive Schichteinstufung und die Oben-Unten-Einstufung der verschiedenen Klassenlagen miteinander, wobei der Zusammenhang jedoch keineswegs perfekt ist. Vielmehr deutet manches darauf hin, dass sich in der subjektiven Schichteinstufung nicht nur eine „oben-unten“-Dimension, sondern auch andere Dimensionen einer Besser- oder Schlechterstellung manifestieren.

Die statistische Erklärungskraft der betrachteten Schichtungsvariablen – Bildung, Einkommen und Klassenlage – als Determinanten der subjektiven Schichteinstufung lässt sich mit ordinalen regressionsanalytischen Verfahren näher bestimmen.⁷ Im Vergleich der drei Variablen erweist sich die Klassenlage in der gesamtdeutschen Betrachtung als der stärkste Prädiktor gefolgt von Bildung und Einkommen (Tabelle 2). Dabei sind die Unterschiede allerdings moderat und die Erklärungskraft ist für alle drei Variablen (zusammen Pseudo-R² = .26) beachtlich.

Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass sich die Einflussstärke der Prädiktorvariablen in West- und Ostdeutschland teilweise unterscheidet: Während das Haushaltseinkommen die subjektive Schichteinstufung in Ostdeutschland stärker bestimmt als in Westdeutschland, erweist sich der Einfluss der Klassenlage dort als etwas schwächer.

Signifikante West-Ost-Unterschiede in der Effektstärke der Bildung zeigen sich lediglich für die Kategorie der mittleren Bildung, die in Ostdeutschland etwas weniger ausgeprägt ist als in Westdeutschland. Bemerkenswert ist auch der Befund, dass sich die Stärke der Zusammenhänge zwischen den objektiven Schichtungsvariablen und der subjektiven Schichtzughörigkeit im Zeitverlauf (1991-2008) nicht oder nicht wesentlich verändert hat.

Ost-West-Unterschiede in der subjektiven Schichteinstufung nicht auf differentielle Verteilung der objektiven Schichtungsindikatoren zurückzuführen

Die Ergebnisse der Regressionsanalyse verdeutlichen allerdings auch, dass die erheblichen – wenn auch im Zeitverlauf verringerten – Unterschiede in der subjektiven Schichteinstufung von West- und Ostdeutschen, durch die betrachteten objektiven Statusvariablen nicht zu erklären sind. West- und Ostdeutsche unterscheiden sich auch dann signifikant in ihrer Zuordnung zu sozialen Schichten, wenn Unterschiede in den Bildungsabschlüssen, dem Niveau der Haushaltsnettoeinkommen und den berufsbezogenen Klassenlagen kontrolliert werden. Die Ergebnisse deuten sogar darauf hin, dass die West-Ost-Differenzen in der subjektiven Schichteinstufung durch die Kontrolle dieser Variablen nicht einmal verringert werden. Das bedeutet, dass die zu beobachtenden Differenzen auf andere als die hier betrachteten Faktoren zurückzuführen sein müssen. Manches spricht zudem dafür, dass dabei auch unterschiedliche Vergleichsmassstäbe eine Rolle spielen, die bei der Perzeption und Bewertung des eigenen Status im Vergleich zu anderen zugrunde gelegt werden.

Auch wenn die subjektive Schichteinstufung in erheblichem Umfang durch den objektiven sozialen und ökonomischen Status geprägt wird, hängt es offensichtlich nicht allein von dem erreichten Bildungsniveau, dem Einkommen und der Klassenlage ab, welchen sozialen Schichten sich Personen subjektiv zugehörig fühlen. Um der Frage empirisch nachzugehen, welche weiteren Faktoren dabei eine Rolle spielen, werden nachfolgend zwei bereits betrachtete Zusammenhänge exemplarisch herausgegriffen und näher beleuchtet:

- die subjektive Schichteinstufung der Klassenlage „Fach-, Landarbeiter“
- die subjektive Schichteinstufung von Personen mit einer mittleren Einkommensposition (70-150% des Medians des äquivalenzgewichteten Haushaltsnettoeinkommens)

Auch Wohneigentum, Gewerkschaftsmitgliedschaft und soziale Herkunft wichtige Determinanten der subjektiven Schichteinstufung

Detailliertere Analysen dieser Zusammenhänge führen zunächst zu dem Befund, dass es neben den Einzeleffekten der drei betrachteten Statusmerkmale auch von deren Kombina-

Tabelle 2: Regressionsanalysen zur Schichteinstufung

	Determinanten der Schichteinstufung ^{1,2}	nur Fach-/ Landarbeiter: Einstufung Unter-/ Arbeiterschicht vs. Mittelschicht ³	nur Personen in der Einkommensmittelschicht: Einstufung Mittelschicht vs. Unter-/ Arbeiterschicht ³
Alter	1,04***	0,90	0,61**
Ostdeutschland	0,30***	0,28***	3,90***
Jahre 1991 - 2008	0,58***	0,71*	1,87***
Ost x Jahre 1991 - 2008	1,71***	1,90**	0,51***
Einkommensposition	2,16***	1,69***	-
Ost x Einkommensposition	1,11	-	-
Hauptschule	1	1	1
Realschule	1,83***	1,19	0,59***
Abitur	3,53***	3,61***	0,29***
Sonstiges	2,92***	3,55***	0,45**
Ost & Realschule	0,77**	-	-
Ost & Abitur	0,96	-	-
Ost & Sonstiges	1,77	-	-
Obere Dienstklasse ⁴	1	-	0,13***
Untere Dienstklasse ⁴	0,57***	-	0,19***
Einfache Büroberufe ⁴	0,43***	-	0,24***
Arbeitgeber (2-49 Mitarbeiter) ⁴	0,77*	-	0,15***
Selbstständiger/ Landwirt ⁴	0,40***	-	0,29***
Leitender Arbeiter/ Techniker ⁴	0,23***	-	0,53***
Fach-/ Landarbeiter ⁴	0,13***	-	1
Einfache Arbeiter ⁴	0,10***	-	1,27**
Sonstige, nicht-manuell ⁴	0,29***	-	0,46***
Wohneigentum	1,46***	1,40***	0,73***
Mitglied Gewerkschaft	0,82***	0,81*	1,18*
Vater: Obere Dienstklasse	1	1,63*	0,60***
Vater: Untere Dienstklasse	0,90	1,79***	0,59***
Vater: Einfache Büroberufe	0,86	2,42**	0,57**
Vater: Arbeitgeber (2-49 Mitarbeiter)	0,87	1,80*	0,59***
Vater: Selbstständiger/ Landwirt	0,55***	1,15	0,94
Vater: Leitender Arbeiter/ Techniker	0,68***	1,05	0,75***
Vater: Fach-/ Landarbeiter	0,52***	1	1
Vater: Einfacher Arbeiter	0,49***	0,87	0,99
Vater: Sonstige	0,69	2,54	0,66
Pseudo-R ²	0,26	0,08	0,20

odds ratios; * p < 0,05; ** p < 0,01; *** p < 0,001

1) 3-stufig

2) Ordinale logistische Regression

3) Logistische Regression

4) Basis für Klassenbildung = Einordnungsberuf

Datenbasis: kumulierter Allbus 1991-2008

tion abhängt, welcher sozialen Schicht sich Personen subjektiv zuordnen: Bei gegebener Klassenlage (Fach-, Landarbeiter) nimmt z. B. die Wahrscheinlichkeit sich eher der Mittelschicht als der Unter-/Arbeiterschicht zugehörig zu betrachten, mit dem Schulabschluss und dem Einkommen zu (Tabelle 2). Darauf hinaus lassen sich aber weitere Merkmale identifizieren, die einen maßgeblichen Einfluss darauf haben, ob sich Personen in der einen oder der anderen sozialen Schicht lokalisieren. Ob sich Arbeiter in die Mittel- oder Arbeiterschicht einordnen, hängt – bei gegebenem Bildungsabschluss und Einkommen – auch davon ab,

ob sie über Wohneigentum verfügen und Mitglied einer Gewerkschaft sind. Während das Wohneigentum die Chance um das 1,4-fache erhöht, dass sich ein Fach- oder Landarbeiter der Mittelschicht zuordnet, wird sie durch eine Gewerkschaftsmitgliedschaft um ca. 20% vermindert, jeweils bei Kontrolle der übrigen Einflussfaktoren. Darauf hinaus hat auch die soziale Herkunft neben ihrem indirekten – über Bildung und die eigene Klassenlage vermittelten – noch einen direkten Effekt auf die subjektive Schichtidentifikation: Das zeigt sich z. B. besonders deutlich bei Fach- und Landarbeitern, deren Väter nicht selbst Fach-

oder Landarbeiter waren, sondern eine „white collar“ Position innehatten: Unter diesen Umständen erhöht sich die Chance der Einstufung in die Mittelschicht um das 1,8-fache (Vater: „untere Dienstklasse“; „mittlerer Selbstständiger“) bzw. das 2,4-fache (Vater: „einfache Büroberufe“).

Geht man der Frage nach, von welchen Faktoren die subjektive Schichteinstufung von Personen mit einer mittleren Einkommensposition (70-150% des Medians des Haushaltseinkommens) bestimmt wird, zeigen sich ähnliche Zusammenhänge. Tatsächlich stuften sich von den Personen, die auf die mittlere Einkommenskategorie entfallen, 56% in die Mittelschicht und 39% in die Unter- und Arbeiterschicht ein. Den Resultaten unserer Analysen zufolge, ist die Chance sich nicht mit der Mittelschicht, sondern mit der Unter- und Arbeiterschicht zu identifizieren, für die Bezieher mittlerer Haushaltseinkommen – die verschiedentlich mit der Mittelschicht gleichgesetzt worden sind (z. B. Goebel/Gornig/Häußermann 2010 und Enste/Erdmann/Kleineberg 2011) – besonders hoch, wenn sie eine Tätigkeit als Fach- oder einfache Arbeiter ausüben und Mitglied einer Gewerkschaft sind, lediglich über einen Hauptschulabschluss und nicht über Wohneigentum verfügen, sowie aus einem Elternhaus kommen, wo der Vater auch Arbeiter war (Tabelle 2). Jedes dieser Merkmale mindert die Chance für die Bezieher mittlerer Einkommen, sich mit der Mittelschicht zu identifizieren und erhöht die Chance, sich in die Unter- und Arbeiterschicht einzustufen.

Diese Befunde unterstreichen nicht nur, dass die subjektive Schichtzugehörigkeit von einer Reihe von unterschiedlichen Faktoren und deren spezifischer Konstellation bestimmt wird, sondern auch, dass sich nachvollziehbare Kriterien und plausible Merkmale identifizieren lassen, an denen sich die Befragten orientieren, wenn sie sich der einen oder anderen sozialen Schicht zuordnen. Die Ergebnisse sprechen zudem dafür, dass es sich bei sozialen Schichten – wie bereits bei soziologischen Klassikern, wie z. B. Theodor Geiger, angelegt – nicht um eindimensionale, sondern um mehrdimensionale Konstrukte handelt.

Abschließend soll geprüft werden, ob und inwieweit mit der subjektiven Schichtzugehörigkeit auch Einstellungs- und Verhaltenskonsequenzen verbunden sind, d. h. zwischen Personen, die sich der einen oder anderen sozialen Schicht zuordnen, signifikante Differenzen in bestimmten Einstellungs- und Verhaltensdimensionen nachgewiesen werden können. Es versteht sich von selbst, dass sich diese Analyse im vorliegenden Beitrag auf ausgewählte Aspekte beschränken muss, zu denen im ALLBUS 2008 Informationen vorliegen. Für die Untersuchung von potenziellen Einstellungsdifferenzen wurden vier Variablen herangezogen: (1) die subjektive Beurteilung der eigenen wirtschaftlichen Lage; (2) die Einschätzung, ob man „in einem Land wie Deutschland sehr gut leben kann“; (3) die Ein-

Tabelle 3: Effekte der subjektiven Schichtinstufung auf Bewertungen und Verhalten

	Wirtschaftslage des Befragten heute	Politisches Interesse des Befragten	In Deutschland kann man sehr gut leben	Gerechter Anteil Lebensstandard	Häufigkeit von Fernsehen pro Woche	Fernsehgesamtdauer pro Tag in Minuten
Mittelschicht	-0,23***	-0,15***	-0,12***	0,25***	-0,03	-0,05**
Obere Mittelschicht/ Oberschicht	-0,17***	-0,11***	-0,08***	0,18***	-0,02	-0,04
Adjusted R ²	0,23	0,16	0,10	0,21	0,08	0,13
Adjusted R ² (ohne subjektive Schicht)	0,18	0,15	0,08	0,16	0,08	0,12

OLS-Regressionen: Standardisierte Koeffizienten unter Kontrolle von Ost-/Westdeutschland, Alter, Einkommensposition und Schulabschluss

* p < 0,05; ** p < 0,01; *** p < 0,001

Datenbasis: Allbus 2008

schätzung, dass man im Vergleich zu anderen, die in Deutschland leben, seinen gerechten Anteil erhält; (4) das Ausmaß des politischen Interesses. Ob mit der „gefühlten“ Zugehörigkeit zu unterschiedlichen sozialen Schichten möglicherweise auch Verhaltensunterschiede verbunden sind, wurde exemplarisch anhand der Häufigkeit und Dauer des Fernsehens untersucht, Verhaltensgewohnheiten, die verschiedentlich mit der Schichtzugehörigkeit in Zusammenhang gebracht worden sind. Um die Frage zu prüfen, ob signifikante Schichteffekte vorliegen, wurden lineare Regressionsanalysen durchgeführt und die Nettoeffekte der subjektiven Schichtzugehörigkeit bei gleichzeitiger Kontrolle der Region (Ost-, Westdeutschland), des Alters der Befragten sowie ihrer Einkommensposition und schulischen Qualifikation ermittelt (Tabelle 3).

„Eigenständige“ Effekte der subjektiven Schichtzugehörigkeit auf Einstellungen zu Lebensbedingungen und politisches Interesse

Die Ergebnisse der durchgeföhrten Analysen sprechen für die Annahme, dass sich Personen, die sich mit unterschiedlichen sozialen Schichten identifizieren, auch im Hinblick auf spezifische Einstellungen unterscheiden: Für alle vier der hier betrachteten Einstellungsvariablen wurde ein deutlicher – und über die Effekte von Einkommen und Bildungsabschluss hinausgehender – Einfluss der subjektiven Schichtzugehörigkeit bestätigt. Das heißt, auch bei gleichem Einkommen und Bildungsabschluss bewerten Personen, die sich der Mittel- oder der oberen Mittel- und Oberschicht zuordnen, ihre wirtschaftliche Lage besser als diejenigen, die sich mit der Unter- und Arbeiterschicht identifizieren; sie sind zudem häufiger überzeugt, dass man in Deutschland sehr gut leben kann und dass sie einen gerechten Anteil am Wohlstand erhalten und sie haben auch ein ausgeprägteres politisches Interesse. Sämtliche Effekte sind hochsignifikant (99,9%). Im Gegensatz dazu haben die Analysen keine signifikanten – und über Einkommens- und Bildungseinflüsse hinausgehenden – Effekte der subjektiven Schichtzugehörigkeit auf das Fernsehverhalten ergeben. Dabei ist jedoch zu betonen, dass in dieser Analyse lediglich Unterschiede in Häufigkeit und Dauer, nicht aber in den inhalt-

lichen Sehgewohnheiten betrachtet wurden, die möglicherweise stärker von der subjektiven Schichtzugehörigkeit beeinflusst werden.

Insgesamt bleibt festzuhalten, dass sich soziale Schichten im Zuge des gesellschaftlichen Wandels – anders als in den 1980er und 1990er Jahren proklamiert – keineswegs aufgelöst haben, sondern sowohl im Bewusstsein der Bevölkerung nach wie vor fest verankert sind als auch das gesellschaftliche Leben in Deutschland weiterhin maßgeblich strukturiert. Welcher sozialen Schicht sich die Bürger selbst zuordnen, hängt zwar eng mit ihrer Bildung, ihrem beruflichen Status und ihrem Einkommen zusammen, lässt sich aber durch diese Merkmale allein nicht erklären, sondern wird darüber hinaus von weiteren Faktoren – z. B. der sozialen Herkunft – sowie sozialen Vergleichsprozessen bestimmt. Auf ein Schrumpfen der gesellschaftlichen Mitte, das erst kürzlich in den Medien diskutiert wurde, deuten die Daten zur subjektiven Schichtzugehörigkeit nicht hin. Dagegen offenbaren sie, dass sich West- und Ostdeutsche auch zwanzig Jahre nach der Vereinigung deutlich darin unterscheiden, wo sie sich im gesellschaftlichen Statusgefüge positionieren. Bemerkenswert erscheint dabei der Befund, dass diese Diskrepanz nicht auf Unterschiede in der Verteilung von Bildungsabschlüssen, Einkommen und beruflichem Status zurückzuführen ist, sondern wohl eher Unterschiede in der Wahrnehmung und Bewertung der eigenen gesellschaftlichen Position zum Ausdruck bringt.

1 Zu einer Übersicht über diese Debatte vgl. Noll (2002).

2 Ausführlicher dazu und zum Folgenden Noll (1999).

3 Weitere Antwortvorgaben sind: keine dieser Schichten, Einstufung abgelehnt, weiß nicht.

4 Ein Schrumpfen der Mittelschicht ist übrigens auch auf der Grundlage der Verteilung der Goldthorpe-Klassenlagen (vgl. dazu Fußnote 6) weder in West- noch in Ostdeutschland zu beobachten. Fasst man die „untere Dienstklasse“, Selbstständige (1-49 Angestellte), Landwirte, Techniker, Beschäftigte mit nicht-manuellen Routineätigkeiten sowie die „Arbeiterelite“ (Vorarbeiter/Meister) zur Mittelschicht zusammen, so hat sich deren Anteil in

Westdeutschland zwischen 1980 und 2008 nur minimal von 52 auf 49% verringert. In Ostdeutschland ging der Anteil der so abgegrenzten Mittelschicht zwischen 1991 und 2008 ebenfalls unwesentlich von 44 auf 42% zurück.

5 Dass die vorgegebenen Schichtkategorien von den Befragten auch als Hierarchie verstanden werden, ist daran zu erkennen, dass die subjektive Schichtidentifikation eng mit der Einstufung auf einer anderen subjektiven Statusskala – der sogenannten „oben-unten“-Skala zusammenhängt: je höher die Schichtinstufung, desto höher erweist sich auch die Einstufung auf der 11-stufigen (0-10) „oben-unten“-Skala. Die Abstände zwischen der Unter-/Arbeiterschicht und der Mittelschicht sowie zwischen der Mittelschicht und der oberen Mittel-/Oberschicht betragen jeweils ca. 1,5 Skalenpunkte und sind in West- und Ostdeutschland nahezu identisch. Allerdings stuften sich Ostdeutsche (5,2) auch auf der „oben-unten“-Skala im Durchschnitt etwas niedriger ein als Westdeutsche (5,9).

6 Vgl. zum „Goldthorpe-Klassenschema“ und der Bildung entsprechender ALLBUS-Variablen das ALLBUS-Datenhandbuch 1980-2008, Note 27, S. 1126 (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften 2009). Für Erwerbstätige wird die Klassenlage anhand ihrer eigenen aktuellen beruflichen Stellung und Tätigkeit bestimmt. Die Klassenlage von Nichterwerbstätigen wird dagegen indirekt über ihren sogenannten „Einordnungsberuf“ ermittelt, d. h. bei ehemals Erwerbstätigen über die Merkmale ihrer früheren Erwerbstätigkeit, bei nie oder noch nicht Erwerbstätigen über die Erwerbstätigkeit des Vaters oder Ehepartners. Zu Einzelheiten der Konstruktion des Einordnungsberufs vgl. ALLBUS-Datenhandbuch 1980-2008, Note 30, S. 1142 (Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften 2009).

7 Die nachfolgend präsentierten Regressionsbefunde beruhen auf Berechnungen mit dem kumulierten Datensatz der Allbus-Befragungen von 1991 bis 2008 und wurden mit der Stata-Routine „ologit“ durchgeführt.

Haufigkeiten des Fernsehkonsum bei 10 Std. täglich bei allen Schichten
Inhalte sind unterschiedlich.

- wey, Stefan Balzer), 2009: Datenhandbuch 1980-2008. Studiennummer 4570. Köln und Mannheim: Gesis – Leibniz Institut für Sozialwissenschaften.
- Beck, Ulrich, 1983: *Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten*. S. 35-74 in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt, Sonderband 2*. Göttingen: Verlag Otto Schwarz & Co.
- Hradil, Stefan, 1987: *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus*. Opladen: Leske + Budrich.
- Enste, Dominik H., Erdmann, Vera, Kleineberg, Tatjana, 2011: *Mythen über die Mittelschicht. Wie schlecht steht es wirklich um die gesellschaftliche Mitte*. München: Schriftenreihe des Roman Herzog Instituts.
- Geißler, Rainer, 2010: *Die Sozialstruktur Deutschlands. Aktuelle Entwicklungen und theoretische Erklärungsmodelle*. Gutachten im Auftrag der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Goebel, Jan, Gornig, Martin, Häußermann, Hartmut, 2010: *Polarisierung der Einkommen: Die Mittelschicht verliert*. Wochbericht des DIW Berlin 24/2010: 2-8.
- Grabka, Markus, Frick, Joachim, 2008: *Schrumpfende Mittelschicht – Anzeichen einer dauerhaften Polarisierung der verfügbaren Einkommen?* Wochbericht des DIW Berlin 10/2008: 101-108.
- Noll, Heinz-Herbert, 1999: *Subjektive Schichteinstufung - Neue Befunde zu einer traditionellen Frage*. S. 147-162 in: Wolfgang Glatzer, Ilona Ostner (Hg.), *Deutschland im Wandel - Sozialstrukturelle Analysen*. Opladen: Leske + Budrich.
- Noll, Heinz-Herbert, 2002: *Class, Stratification and Beyond: The German Case*. S. 45-73 in: Yannick Lemel, Heinz-Herbert Noll (eds.), *Changing Structures of Inequality: A Comparative Perspective*. Series "Comparative Charting of Social Change", Vol. X. Montreal et al.: McGill-Queen's University Press.

**Heinz-Herbert Noll und Stefan Weick,
GESIS**
Tel.: 0621 / 1246-241 und -245
heinz-herbert.noll@gesis.org
stefan.weick@gesis.org

Individuelle Erfahrung des Alterns stark von Behinderung beeinflusst

Analysen zum sozialen Wohlbefinden älterer Menschen mit Behinderung in Europa

Die Lebenserwartung der EuropäerInnen steigt stetig an. Eine zu beobachtende Konsequenz daraus ist ein höherer Anteil älterer Menschen in europäischen Gesellschaften. Da die Erwerbsjahre nicht proportional zur Lebenserwartung ansteigen, verbringen ältere Menschen heute einen größeren Abschnitt ihres Lebens in der sogenannten Dritten Lebensphase, dem Ruhestand. Aus einer gesundheitlich und finanziell guten Lage heraus, schaffen es viele ältere Menschen diese gewonnene Lebenszeit für neue soziale und auch wirtschaftliche Erfahrungen zu nutzen. Gleichzeitig muss jedoch hervorgehoben werden, dass ältere Menschen keinesfalls eine homogene Gesellschaftsgruppe sind, sondern sich durch ihre gesundheitliche, soziale und auch finanzielle Verfassung voneinander unterscheiden. Eine weitreichende individuelle Erfahrung des Alterns ist der Eintritt einer Behinderung, die vielfach mit deutlichen gesundheitlichen Einschränkungen verbunden ist und „Active Ageing“ zu einem bloßen Schlagwort macht.

Die Deprivierungen, die Menschen mit Behinderungen erfahren, werden oft in Bezug auf ihre Benachteiligungen in der „Vorrhestandsphase“, sprich auf dem Arbeitsmarkt, diskutiert und konzentrieren sich häufig auf wirtschaftliche Aspekte, wie beispielsweise das relativ höhere Risiko der Einkommensarmut von Menschen mit Behinderung (z. B. Zaidi/Burchardt 2009). Obwohl die individuelle Erfahrung des Alterns maßgeblich von einer finanziell prekären Situation beeinflusst wird, spielen auch andere Formen von Benachteiligung eine Rolle. Der vorliegende Beitrag stellt daher die sozialen Aspekte von Benachteiligung in den Vordergrund und untersucht, ob und in welchem Ausmaß Behinderung einen Einfluss darauf hat.

Mit Hilfe von deskriptiven und multivariaten Analysen wird der Einfluss der Behinderung auf das Wohlbefinden älterer EuropäerInnen untersucht. Als Datenquelle dient der European

Social Survey (ESS) Runde 3, der 2006 in 25 europäischen Ländern¹ durchgeführt wurde. Der ESS befragt in regelmäßigen Abständen, in Privathaushalten lebende Personen ab dem Alter von 15 Jahren zu sozial-politischen Themen und enthält 2006 ein spezielles Modul mit dem Thema persönliches und soziales Wohlbefinden. Die den dargestellten Ergebnissen zugrunde liegenden Analysen verwenden die gepoolten Daten aller ESS Länder mit Ausnahme Russlands und der Ukraine. Die Stichprobengröße beträgt 10.952 Personen im Alter von 60 Jahren und älter. Davon werden 4.956 Personen als Menschen mit Behinderung definiert. Die Mehrheit der Personen im Alter von 60 und älter ist weiblich (55%), zwischen 60 und 69 Jahren alt (50%), verheiratet (63%) und bereits im Ruhestand (73%).

Neben deskriptiven werden multivariate Analysemethoden (ordinale-logistische Regression) herangezogen, um den Einfluss

unterschiedlicher Faktoren zu selektieren und den spezifischen Einfluss von Behinderungen zu bestimmen.²

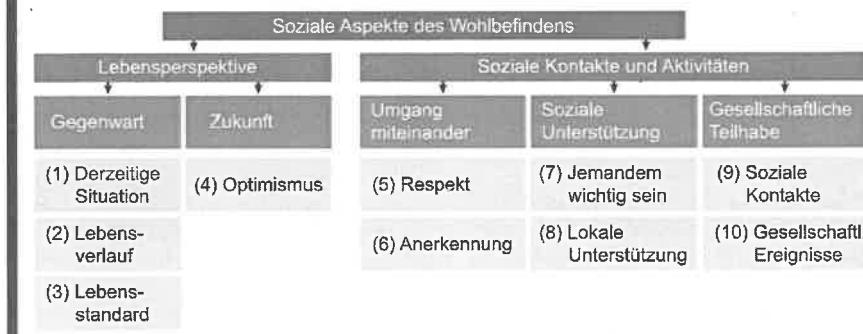
Der ESS beinhaltet keine direkte Frage nach Behinderung, jedoch eine globale Frage nach der gesundheitlichen Situation, die stellvertretend dafür herangezogen werden kann.

Als Menschen mit Behinderung werden jene Befragte definiert, die auf die folgende Frage mit „Ja, bis zu einem gewissen Grad“ bzw. „Ja, stark“ geantwortet haben: „Werden Sie bei Ihren täglichen Aktivitäten in irgendeiner Weise von einer langjährigen Krankheit oder einer Behinderung, einem Gebrechen oder einer seelischen Krankheit beeinträchtigt?“. Aufgrund des eher geringen Stichprobenumfangs (auf nationaler Ebene) ist es nicht möglich, zwischen Personen, die nur zu einem gewissen Grad beeinträchtigt sind, und jenen mit starker Beeinträchtigung zu unterscheiden. Darüber hinaus sei darauf hingewiesen, dass es sich dabei um eine subjektive Einschätzung handelt und sich diese von institutionellen Definitionen, wie etwa Personen, die soziale Unterstützung aufgrund von Invalidität erhalten, unterscheiden kann. Da der ESS nur Personen in Privathaushalten befragt, sind Personen, die in institutionellen Einrichtungen – wie etwa Altersheimen – leben von der Analyse ausgeschlossen. Personen mit psychischen Erkrankungen wie Demenz oder Alzheimer sind zwar grundsätzlich enthalten, aber erfahrungsgemäß ist diese Personengruppe in Befragungen häufig unterrepräsentiert.

Die Darstellung der Ergebnisse konzentriert sich auf die Unterschiede in den Indikatorwerten zwischen älteren Menschen mit und ohne Behinderung. Auf die Problematik von kulturellen Unterschieden bei der Beantwortung von Fragen zur Lebenszufriedenheit muss daher keine Rücksicht genommen werden.

Das Konzept des Wohlbefindens hängt eng mit dem Konzept der Lebensqualität zusammen, das bereits in seiner Geburtsstunde

Grafik 1: Soziale Aspekte des Wohlbefindens



als mehrdimensionales Konzept verstanden wurde (Schäfers 2008; Noll/Weick 2010). Ausgehend von einer Definition, die über finanzielle Faktoren hinausgeht, konzentriert sich der Beitrag auf soziale Aspekte des Wohlbefindens und teilt diese in die Kategorien Lebensperspektive und soziale Kontakte und Aktivitäten ein (Grafik 1).

Fragen zur Lebensperspektive beziehen sich auf die aktuelle Situation, den Lebensverlauf als Gesamtes, die Zufriedenheit mit dem derzeitigen Lebensstandard sowie darauf, ob man optimistisch in die Zukunft blickt. Während diese Fragen eher die allgemeine Lebenssituation betreffen, beschäftigt sich der zweite Teil der Analyse mit spezifischen und persönlichen Fragen zu sozialen Bindungen. Dort wird der Umgang, die soziale Unterstützung und gesellschaftliche Teilhabe älterer Menschen untersucht. Dabei geht es im Einzelnen darum, ob man sich mit Respekt behandelt fühlt; ob man das Gefühl hat die Anerkennung zu bekommen, die man verdient; ob es Menschen im Leben gibt, für die man wichtig ist; ob lokale Hilfe in der näheren Wohnumgebung zur Verfügung steht und um Fragen der gesellschaftlichen Teilhabe. Gesellschaftliche Teilhabe umfasst die Häufigkeit sozialer Kontakte in Form von Treffen mit Freunden, Verwandten und ArbeitskollegInnen außerhalb des Arbeitsplatzes sowie die subjektive Einschätzung der Häufigkeit der Teilnahme an gesellschaftlichen Ereignissen – im weiteren Sinn – im Vergleich zu Gleichaltrigen.

John Donne schrieb einst den bekannten Satz: „No man is an island“ und streicht damit den sozialen Charakter der Menschen heraus. Da Menschen nicht isoliert voneinander leben, zeigen die Ergebnisse nicht nur, wie jemand sein/ihr Leben subjektiv bewertet, sondern auch, wie jemand sein/ihr Leben im Kontext eines bestimmten sozialen Umfelds, indem er/sie lebt, evaluiert.

Wohlbefinden älterer Menschen mit Behinderung erheblich beeinträchtigt

Erste Analysen ergeben, dass ältere Menschen mit Behinderung in Bezug auf alle betrachteten Indikatoren im Vergleich zu Menschen ohne Behinderung signifikant benachteiligt sind. Tabelle 1 zeigt, dass diese Diskrepanz vor allem in den Aspekten der Lebensperspek-

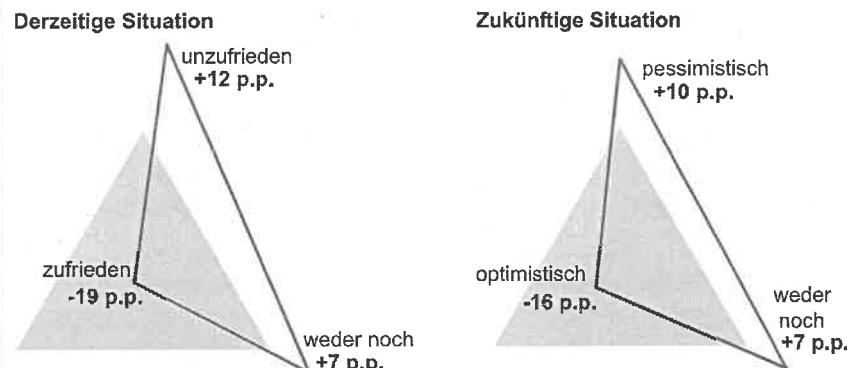
wie etwa Geschlecht, Alter, Familienstand, Bildungsniveau oder die finanzielle Situation noch nicht kontrolliert. Diese möglichen Einflussfaktoren werden in den folgenden multivariaten Modellen, neben länderspezifischen Unterschieden, berücksichtigt.³

Die Zukunftsperspektiven werden von älteren Menschen mit Behinderung deutlich schlechter beurteilt

Der Fokus liegt zunächst auf der subjektiven Einschätzung der aktuellen Situation (Indikator 1) älterer Menschen und im Vergleich dazu, der Einschätzung bzw. dem Optimismus gegenüber der Zukunft (Indikator 4). Die Ergebnisse der Regression verdeutlichen, dass die Bewertung der aktuellen Situation durch eine Behinderung am stärksten beeinflusst wird. Die Befragten wurden gebeten, ihr Leben danach zu beurteilen, ob es ihren Vorstellungen entspricht. Die Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Situation kann daher auch als Diskrepanz zwischen Erwartung und subjektiver Einschätzung der tatsächlichen Situation verstanden werden. Personen mit Behinderung beurteilen ihre gegenwärtige Lebensqualität deutlich schlechter als Personen ohne Behinderung. Ihr Leben erfüllt daher seltener die eigenen Erwartungen und die individuell zugrunde gelegten Bewertungsmaßstäbe. Umgekehrt kann der Befund auch so interpretiert werden, dass viele ältere Menschen mit Behinderung nicht in der Lage sind, ihre Erwartungen den momentanen Lebensumständen anzupassen.

Darüber hinaus haben Einschränkungen bei der Bewältigung des Alltags auch Auswirkung auf die zukünftige Lebensperspektive. Wie Personen mit 60 Jahren und älter über ihre Zukunft denken, scheint stark mit der Bewertung ihres eigenen Gesundheitszustandes zusammenzuhängen. So beeinträchtigt eine Behinderung nicht nur das Lebensgefühl in der Gegenwart, sondern auch den Zukunftsoptimismus.

Grafik 2: Die Einschätzung der derzeitigen und der zukünftigen Situation von älteren Menschen mit und ohne Behinderung



Datenbasis: ESS 2006, eigene Berechnungen

Tabelle 1: Effekte der Bildung auf die Wahrscheinlichkeit des Zusammenlebens mit einem Partner (logistische Regression, odds ratios)

		keine Behinderung %	mit Behinderung %	Differenz %-Punkte
1. Derzeitige Situation	unzufrieden	11	25	14
	weder noch	17	22	6
	zufrieden	72	53	-20
2. Leben gesamt	unzufrieden	4	10	7
	weder noch	22	32	10
	zufrieden	74	58	-16
3. Lebensstandard	unzufrieden	7	17	10
	weder noch	25	30	6
	zufrieden	69	53	-15
4. Optimismus	optimistisch	10	21	11
	weder noch	20	26	6
	pessimistisch	71	53	-17
5. Respekt	nein	4	6	2
	weder noch	9	12	3
	ja	87	82	-5
6. Anerkennung	nein	7	13	6
	weder noch	17	22	5
	ja	76	65	-11
7. Jemand kümmert sich	nein	3	4	1
	weder noch	4	7	3
	ja	93	89	-4
8. Lokale Unterstützung	nein	20	24	4
	weder noch	20	21	1
	ja	60	55	-5
9. Soziale Kontakte	weniger als			
	monatlich/nie	9	17	8
	min. monatlich	29	27	-2
	min. wöchentlich	47	40	-7
10. Soziale Aktivitäten ¹⁾	täglich	15	16	1
	seltener	35	51	16
	ungefähr gleich oft	44	34	-10
	häufiger	21	15	-6

1) Im Vergleich zu Gleichaltrigen

Datenbasis: ESS 2006, eigene Berechnungen

Grafik 2 zeigt die Differenz der geschätzten Wahrscheinlichkeiten zwischen älteren Menschen mit und ohne Behinderung ihre derzeitige und zukünftige Lebenssituation positiv oder negativ einzuschätzen. Das hellgraue Dreieck symbolisiert eine hypothetische Situation, in der Unterschiede im sozialen Wohlbefinden nicht auf Behinderung zurückzuführen sind. Das dunkelgrau umrandete Dreieck hingegen, spiegelt die tatsächliche Situation wider: Jede Ecke des Dreiecks stellt die Differenz zwischen einer idealen und der realen Situation für eine Antwortkategorie dar. Die Abweichungen der beiden Dreiecke voneinander spiegeln somit die Diskrepanz zwischen Realität und einer Welt wider, in der eine Behinderung das Wohlbefinden nicht beeinträchtigt.

Grafik 2: Die Einschätzung der derzeitigen Ergebnisse der Analyse dokumentieren, dass ältere Menschen mit Behinderung weit davon entfernt sind in einer Welt zu leben, in der eine Behinderung das Wohlbefinden nicht beeinträchtigt. So sind sie im Vergleich zu Menschen ohne Behinderung häufiger unzufrieden (+12 Prozentpunkte) und gleichzeitig weniger zufrieden (-19 Prozentpunkte) mit ihrer der-

zeitigen Situation bei Kontrolle der übrigen Merkmale. In gleicher Weise hat sich auch das dunkelgraue Dreieck des Zukunftsindikators nach rechts verschoben und zeigt deutlich,

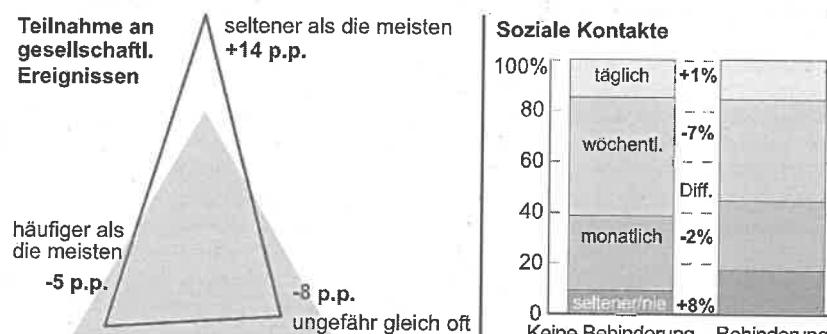
dass ältere Menschen mit Behinderung häufiger pessimistisch (+10 Prozentpunkte) und seltener optimistisch (-16 Prozentpunkte) in die Zukunft blicken.

In der Literatur wird häufig argumentiert, dass Menschen mit Behinderung in der Lage sind, sich mit ihrer neuen Situation abzufinden und ihre Erwartungen an ihre neue Lebenssituation zu adaptieren. Obwohl demnach anzunehmen wäre, dass sich ein Teil der Befragten bereits an die verschlechterte gesundheitliche Situation gewöhnt hat, so zeigen die empirischen Befunde deutlich, dass eine (langjährige) Krankheit, eine Behinderung oder ein psychisches Problem vielfach eine einschneidende Erfahrung bedeutet, die nachhaltige negative Auswirkungen auf das soziale Wohlbefinden hat.⁴⁾

Obwohl ältere Menschen mit Behinderung weniger soziale Kontakte haben, sind die Unterschiede geringer als von ihnen selbst wahrgenommen

Obwohl Unterschiede zwischen älteren Menschen mit und ohne Behinderung auch in der Dimension der sozialen Kontakte und Aktivitäten existieren, sind diese geringer als in Bezug auf die Bewertung der gegenwärtigen und zukünftigen Lebenssituation. Eine wichtige Ausnahme stellen die Indikatoren der gesellschaftlichen Teilhabe dar: (9) Häufigkeit sozialer Kontakte und (10) Teilnahme an gesellschaftlichen Ereignissen im Vergleich zu Gleichaltrigen.

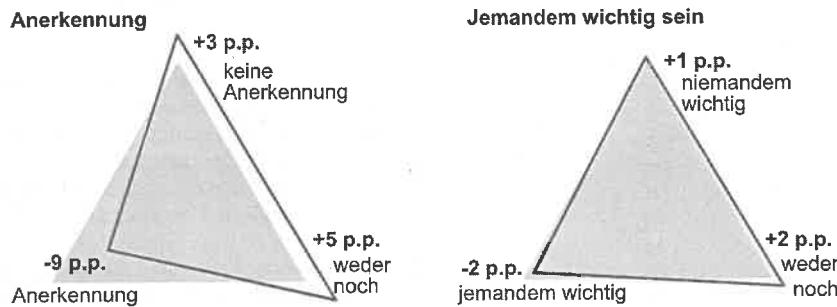
Die linke Seite der Grafik 3 zeigt, dass ältere Menschen mit Behinderung eher zu der Annahme neigen, dass sie seltener an gesellschaftlichen Ereignissen teilnehmen als Gleichaltrige ohne Behinderung (+14 Prozentpunkte). Die Tatsache einer (langjährigen) Krankheit, Behinderung oder eines psychischen Problems beeinflusst daher maßgeblich die Teilnahme an sozialen Aktivitäten. Ein Vergleich mit der

Grafik 3: Wahrnehmung und tatsächliche Häufigkeit gesellschaftlicher Teilhabe älterer Menschen mit und ohne Behinderung

Personen im Alter von 60 Jahren und älter. Differenz der geschätzten Wahrscheinlichkeit älterer Menschen mit und ohne Behinderung, unter Kontrolle anderer Einflussfaktoren (gologit Ergebnisse). Die ursprünglichen Skalenwerte der Frage zur Teilnahme an gesellschaftlichen Ereignissen wurden zu folgenden Kategorien zusammengefasst: 1-2 (seltener/nie), 3 (ungefähr gleich oft), 4-5 (häufiger als die meisten); jene zur Häufigkeit sozialer Kontakte zu folgenden Kategorien: 1-2 (seltener/nie), 3-4 (monatlich), 5-6 (wöchentlich), 7 (täglich).

Datenbasis: ESS 2006, eigene Berechnungen

Grafik 4: Indikatoren des Umgangs miteinander und der sozialen Unterstützung bei älteren Menschen mit und ohne Behinderung



Personen im Alter von 60 Jahren und älter. Differenz der geschätzten Wahrscheinlichkeit älterer Menschen mit und ohne Behinderung, unter Kontrolle anderer Einflussfaktoren (gologit Ergebnisse). Die ursprünglichen Skalenwerte der Frage, ob es Menschen im Leben gibt, denen man wichtig ist, wurden zu folgenden Kategorien zusammengefasst: 1-2 (bin jemandem wichtig), 3 (weder noch), 4-5 (bin niemandem wichtig). Die ursprünglichen Skalenwerten zur Frage der Anerkennung wurden zu folgenden Kategorien zusammengefasst: 0-2 (keine Anerkennung), 3 (weder noch), 4-6 (Anerkennung).

Datenbasis: ESS 2006, eigene Berechnungen

Häufigkeit sozialer Kontakte (siehe rechte Seite der Grafik 3) zeigt, dass ältere Menschen mit Behinderung in der Tat seltener sozial aktiv sind, die wahrgenommene Differenz jedoch größer ist als der Unterschied in der tatsächlichen Häufigkeit gesellschaftlicher Teilhabe.

Behinderung beeinflusst die Einschätzung des Umgangs miteinander und die soziale Unterstützung nur wenig

Verglichen mit den Indikatoren zur Lebensperspektive und jenen der gesellschaftlichen Teilhabe, ist der Einfluss körperlicher und/oder psychischer Beeinträchtigungen auf Faktoren des sozialen Umgangs miteinander oder dem Gefühl von sozialer Unterstützung gering. Grafik 4 zeigt das Ergebnis der multivariaten Analyse zweier ausgewählter Indikatoren: (5) das Gefühl, die verdiente Anerkennung zu bekommen und (7) das Gefühl Menschen im Leben zu haben, für die man wichtig ist.

Ältere Menschen mit Behinderung haben seltener (-9 Prozentpunkte) das Gefühl, die Anerkennung zu bekommen, die sie verdienen, und häufiger (+3 Prozentpunkte) das Gefühl, eine entsprechende Anerkennung nicht zu bekommen. Unterschiede bestehen auch bei der Frage, ob ältere Menschen das Gefühl haben, jemandem wichtig zu sein. Obwohl die Unterschiede signifikant sind, bewegen sie sich lediglich in einem Bereich von 1 bis 2 Prozentpunkten.

Es zeigt sich, dass in dieser Dimension die Realität der hypothetischen Situation, in der Behinderung keinen Einfluss hat, sehr nahe kommt. Ältere Menschen mit Behinderung perzipieren und bewerten die Unterstützung ihres Umfelds und den sozialen Umgang miteinander ähnlich wie Personen ohne Behinderung. Die Ergebnisse der Regression legen des Weiteren nahe, dass auch der Einfluss anderer Faktoren wie Geschlecht, Alter, Familienstand, Bildung und Einkommen eher gering ist.

Dieses paradoxe „Nichtergebnis“ impliziert, dass möglicherweise andere Attribute (ob beobachtet oder latent) jenseits der üblichen sozio-demografischen Merkmale als Einflussfaktoren von Bedeutung sein könnten. Der Befund eines schwachen Zusammenhangs könnte zudem auf die Art der Frageformulierung zurückzuführen sein, denn während Fragen zur Lebensperspektive eher allgemein gestellt sind, beziehen sich Fragen zum Umgang miteinander und der sozialen Unterstützung auf sehr konkrete und spezifische Sachverhalte.

Die individuelle Erfahrung des Alterns wird stark von Behinderung beeinflusst

Die präsentierten empirischen Ergebnisse machen deutlich, dass Behinderung einen signifikanten Einfluss auf das soziale Wohlbefinden in der dritten Lebensphase hat. Die Analysen zeigen außerdem, dass die Benachteiligung älterer Menschen mit Behinderung über finanzielle Benachteiligung hinausgeht und multidimensional ist. Gleichzeitig gibt es jedoch kein Muster sozialer Benachteiligung, das sich über alle untersuchten Dimensionen erstreckt. Der Einfluss der Behinderung auf das soziale Wohlbefinden ist vielmehr von Indikator zu Indikator verschieden. Während die Unterschiede in der Bewertung der gegenwärtigen und zukünftigen Lebenssituation sehr ausgeprägt sind, ist die Diskrepanz zwischen älteren Menschen mit und ohne Behinderung in den Kategorien des Umgangs miteinander und der sozialen Unterstützung eher gering. Innerhalb der Dimension der sozialen Kontakte und Aktivitäten zeigen sich nur bei den Fragen nach der gesellschaftlichen Teilhabe deutliche Unterschiede.

1 Die im ESS3-2006 enthaltenen Länder sind: Österreich, Belgien, Bulgarien, Zypern, Dänemark, Estland, Finnland, Frankreich, Deutschland, Ungarn, Irland, Lettland, die Niederlande, Norwegen, Polen, Portugal, Rumänien, Russland, Slowakei, Slowenien, Spanien, Schweden, Schweiz, Ukraine und das Vereinigte Königreich.

2 Anstelle der einfacheren Methode der ordered logistic regression (ologit) wird die generalized ordered logistic regression (gologit, Williams 2006) verwendet, um der häufig verletzten Annahme der parallelen Regression entgegenzuwirken. Obwohl die Interpretation der Ergebnisse sehr ähnlich ist, lassen sich die Einflussfaktoren mit dieser Methode zuverlässiger bestimmen.

3 Die detaillierten Ergebnisse der Regressionsanalyse werden in Tabelle A.I in Gasior/Zaidi (2010) dargestellt. Mögliche Interaktionseffekte, wie beispielsweise Behinderung und Geschlecht, Behinderung und Alter, Behinderung und Bildungsstand sowie zwischen Behinderung und Familienstand, wurden zwar getestet, führten jedoch nur zu einer geringfügigen Veränderung der Koeffizienten und blieben daher unberücksichtigt. Somit sind die jeweiligen Wechselwirkungen nicht Teil des Modells bzw. der dargestellten Ergebnisse.

4 Vgl. dazu auch die Befunde entsprechender Längsschnittanalysen (Weick 2006).

Gasior, Katrin, Zaidi, Asghar, 2010: Social Well-being of Disabled Older Persons. An Evidence of Unequal Ageing in Europe. Policy Brief October 2010. Wien: Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung.
http://www.euro.centre.org/data/1287734853_70226.pdf

Noll, Heinz-Herbert, Weick, Stefan, 2010: Materielle Lebensbedingungen prägen Lebenszufriedenheit in Deutschland stärker als in anderen Ländern. Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI) 44: 5-10.

Schäfers, Markus, 2008: Lebensqualität aus Nutzersicht. Wie Menschen mit geistiger Behinderung ihre Lebenssituation beurteilen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Weick, Stefan, 2006: Starke Einbußen des subjektiven Wohlbefindens bei Hilfe- oder Pflegebedürftigkeit. Informationsdienst Soziale Indikatoren (ISI) 35: 12-15.

Williams, Richard, 2006: Generalized Ordered Logit/ Partial Proportional Odds Models for Ordinal Dependent Variables. The Stata Journal 6 (1): 58-82.

Zaidi, Asghar, Burchardt, Tania, 2009: Estimating the Extra Costs of Living for Disabled People in the EU. Joint OECD/University of Maryland International Conference on Measuring Poverty, Paris: 16-17 März 2009.

Katrin Gasior und Asghar Zaidi
 Europäisches Zentrum für Wohlfahrts-
 politik und Sozialforschung, Wien
 Tel: 0043 / 13 19 45 05-18 und -26
gasior@euro.centre.org
zaidi@euro.centre.org

Gleichermaßen unterschiedliche Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens

Eine Kohortenanalyse für Ost- und Westdeutschland

In Westdeutschland findet schon seit geraumer Zeit ein Wandel partnerschaftlicher Lebensformen statt. Der genaue Verlauf dieses Wandels und die Frage seiner Deutung sind zwar nach wie vor umstritten. Klar ist aber, dass die Verbreitung der Ehe abgenommen hat, weil immer später im Lebensverlauf und seltener geheiratet wird. Gleichzeitig hat sich die nichteheliche Lebensgemeinschaft als weitere Form des Zusammenlebens mit einem Partner etabliert. So gesehen sind die partnerschaftlichen Lebensformen vielfältiger geworden. Auch das Leben ohne Partner hat in bestimmten Lebensphasen zugenommen.

In Ostdeutschland setzt dieser Wandel zu Beginn der 1990er Jahre ein. Davor hat es zwar auch Veränderungen im Heiratsverhalten gegeben und früher als in der Bundesrepublik wahrscheinlich, eine Zeit lang unverheiratet mit seinem Partner zusammenzuleben. Von einer Pluralisierung der Lebensformen, wie sie für die Bundesrepublik festgestellt wird, kann jedoch keine Rede sein. Angesichts geringerer Wahlmöglichkeiten und einer größeren Planbarkeit gab es in der ehemaligen DDR einen – auch staatlich gestützten – Entwurf der Biographie, der von einem großen Teil der Bevölkerung gelebt wurde (z. B. Huinink 1997).

Mit der Übernahme der gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der Bundesrepublik hat sich dies rapide verändert. Ein besonders sichtbares Zeichen hierfür ist die starke Abnahme der Heiratsraten kurz nach der Wende. Wie sich das Ausmaß und die Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens seither entwickeln, wird im Folgenden beschrieben. Dabei steht die Frage im Vordergrund, ob es zu einer Angleichung an Westdeutschland kommt oder es nach wie vor Unterschiede zwischen den Landesteilen gibt.

Die Auswertungen basieren auf den Daten des Mikrozensus. Dabei handelt es sich um eine amtliche Repräsentativerhebung, die mit einem Auswahlatz von 1% der Bevölkerung jährlich durchgeführt wird. Zwar werden nichteheliche Lebensgemeinschaften im Mikrozensus erst seit 1996 mit einer direkten Frage erfasst, für die Zeit davor können sie jedoch auf Basis von Angaben über die Haushaltssammensetzung valide geschätzt werden (Lengerer 2007). Zur Beschreibung des Wandels partnerschaftlicher Lebensformen wird ein lebensverlaufs- und kohortenbezogener Ansatz gewählt. Dargestellt wird also, wie sich die Verbreitung des ehelichen und nichtehelichen Zusammenlebens im Lebensverlauf verschiedener Geburtsjahrgänge verändert. Da für die neuen Bundesländer erst ab 1991 Daten vorliegen, können nur kurze Ausschnitte aus den Lebensverläufen beobachtet werden. Auch ein Vergleich zwischen den Kohorten ist nur für

eine Altersjahre möglich. Dennoch gibt die Kohortenperspektive genaue Auskunft über die Träger und den Verlauf der Veränderungen und erlaubt es zumindest ansatzweise, zwischen Alters-, Perioden- und Kohorteneffekten zu trennen.¹ Eine querschnittliche Betrachtung reicht hierfür nicht aus.

Aus Grafik 1 geht der Wandel in der Verbreitung des partnerschaftlichen Zusammenlebens in Ost- und Westdeutschland hervor. Dargestellt ist der nach Alter und Kohorte differenzierte Anteil der Personen, die mit ihrem Partner in einem gemeinsamen Haushalt leben.² Sie können mit ihm verheiratet sein, müssen es aber nicht.

Betrachtet man zunächst die Entwicklung über das Alter, ohne die Unterschiede zwischen den Kohorten zu berücksichtigen, so zeigt sich für beide Geschlechter ein sichelförmiges Muster: Zu Beginn des Erwachsenenalters leben noch fast alle ohne Partner. Dann setzt der Prozess der Partnerwahl ein und innerhalb kurzer Zeit nimmt der Anteil der mit einem Partner Zusammenlebenden stark zu. Bis zum Ende des dritten Lebensjahrzehnts ist die Mehrheit der Bevölkerung in einer Partnerschaft gebunden und in den darauffolgenden Altersjahren erreicht das Ausmaß des Zusammenlebens ein Maximum: Über 80% aller Männer und Frauen haben in der Mitte ihres Lebens einen Partner, mit dem sie zusammen wohnen und gemeinsam wirtschaften (so die amtliche Definition des Haushalts). Weil sich Paare trennen, vor allem aber weil Partner sterben, nimmt der Anteil der in Partnerschaft Lebenden dann im höheren Alter (hier nicht dargestellt) allmählich wieder ab.

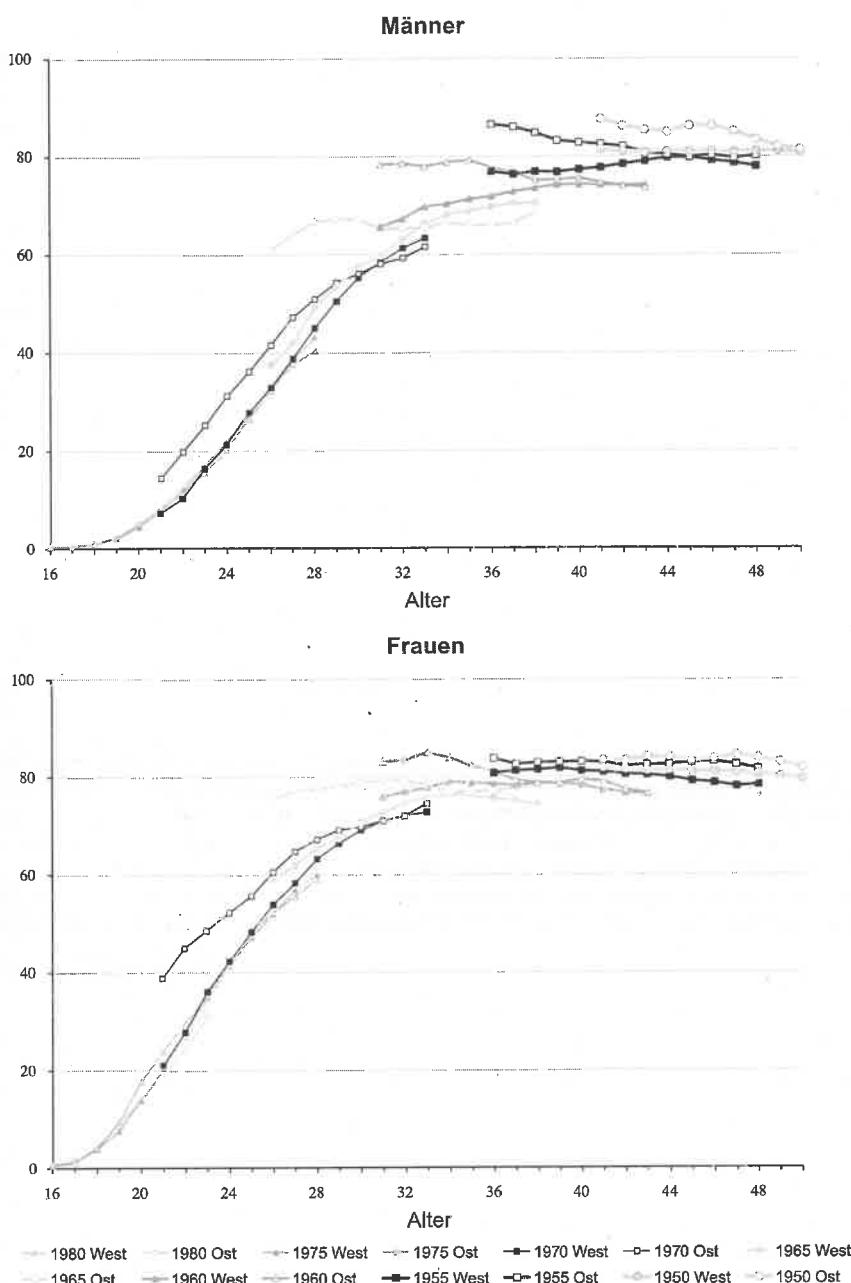
Im jüngeren Alter leben Frauen häufiger mit einem Partner zusammen als Männer, im höheren Alter dagegen zunehmend seltener. Ein Grund hierfür ist, dass Frauen durchschnittlich zwei bis drei Jahre jünger sind als die Männer, mit denen sie zusammenleben. Im oberen Altersbereich kommt hinzu, dass Frauen eine höhere Lebenserwartung haben als Männer. Sie tragen daher ein deutlich höheres Risiko, den Tod ihres Partners zu erleben.

Partnerschaften werden später und seltener eingegangen

Über die Kohorten hinweg geht das Ausmaß des partnerschaftlichen Zusammenlebens zurück. Die jüngeren Kohorten leben also seltener mit einem Partner zusammen als die älteren Kohorten. Bei einem Abstand von fünf Jahren zwischen den Kohorten, der für die Darstellung gewählt wurde, ist dies im direkten Vergleich nur für einige Altersjahre sichtbar. Die Entwicklung findet jedoch kontinuierlich in der Abfolge aller Kohorten statt. Im unteren Altersbereich nimmt der Anteil derer, die mit einem Partner zusammenleben, in den jüngeren Kohorten nicht so schnell zu wie in den älteren Kohorten. Dies deutet darauf hin, dass verbindliche partnerschaftliche Beziehungen zunehmend später im Lebensverlauf eingegangen werden. Auch das bis zum mittleren Erwachsenenalter erreichte Niveau des partnerschaftlichen Zusammenlebens geht in der Abfolge der Kohorten zurück. Verbindliche partnerschaftliche Beziehungen werden in den jüngeren Kohorten also seltener eingegangen und/oder häufiger wieder aufgelöst als in den älteren Kohorten. Im höheren Alter dagegen (hier nicht dargestellt) verändert sich wenig. Unter den Frauen nimmt der Anteil der in einer Partnerschaft Lebenden sogar zu. Dies ist eine Folge des Aussterbens der vom Krieg betroffenen Kohorten, in denen das numerische Verhältnis der Geschlechter sehr unausgeglichen war.

Abgesehen von diesem groben Muster gibt es erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Landesteilen. Der in Westdeutschland zu beobachtende Verlauf stellt die Fortsetzung einer Entwicklung dar, die schon seit einigen Jahrzehnten andauert. Bezieht man die für die Bundesrepublik seit den 1960er Jahren verfügbaren Daten des Mikrozensus in die Auswertungen ein (hier nicht dargestellt), zeigt sich, dass der Anteil der mit einem Partner Zusammenlebenden im jüngeren und mittleren Erwachsenenalter stetig zurückgegangen ist. Dies wird auf wachsenden Wohlstand, vermehrte und verlängerte Phasen der Bildung sowie auf die damit einhergehende Zunahme der ökonomischen Unabhängigkeit von Frauen zurückgeführt (z. B. Brüderl/Klein 2003). Kurzfristig unterbrochen wurde dieser Trend nur von den Kohorten, die in den 1960er Jahren in den Prozess der Partnerwahl eingetreten sind. In dieser Zeit erfolgte die Bindung an einen Partner relativ früh im Lebensverlauf, letztlich aber auch nicht häufiger als zuvor. In den jüngsten hier beobachteten Kohorten scheint der Wandel in Westdeutschland jedoch zu einem Stillstand zu kommen. Die 1980 geborenen Männer und Frauen leben – bis zum hier beobachteten Alter von 24 Jahren – anteilig genauso häufig mit einem Partner zusammen wie dies unter den 1970 geborenen Männern und Frauen der Fall ist. Auch in allen Kohorten dazwischen gibt es – bis zum hier jeweils beobachteten Alter, das sukzessive steigt – keine Unterschiede. Ob sie auch im weiteren Lebensverlauf das Niveau

Grafik 1: Verbreitung des partnerschaftlichen Zusammenlebens in West- und Ostdeutschland, nach Geschlecht, Alter und Kohorte (in %)



Alter = gleitender Durchschnitt über drei Altersjahre

Datenbasis: Mikrozensus Scientific Use Files 1991, 1993, 1995-2004; Bevölkerung in Privathaushalten, am Hauptwohnsitz, mit deutscher Staatsangehörigkeit

der Kohorten zuvor erreichen, ist aber noch nicht absehbar.

Ostdeutsche leben inzwischen genauso häufig mit einem Partner zusammen wie Westdeutsche

In Ostdeutschland ist das partnerschaftliche Zusammenleben kurz nach dem politischen Umbruch weiter verbreitet als in Westdeutschland. Insgesamt leben im Jahr 1991 rund 66% der Männer und 72% der Frauen im Alter zwischen 16 und 50 Jahren mit einem Partner zusammen. Die vergleichbaren Anteile im

Westen Deutschlands liegen bei 56% für Männer und 64% für Frauen. Wie aus Grafik 1 hervorgeht, sind die Unterschiede im jüngeren Alter am größten. Im Jahr 1991 leben in Ostdeutschland bereits 15% der 21-jährigen Männer (die der Kohorte 1970 angehören) in einer Partnerschaft mit gemeinsamem Haushalt, während dies in Westdeutschland nur auf 7% der Männer in diesem Alter zutrifft. Noch viel größer ist der Abstand bei den Männern, die 1991 ein Alter von 26 Jahren erreichen (also der Kohorte 1965 angehören). In Ostdeutschland leben rund 60% dieser Männer mit einer Partnerin zusammen, in Westdeutschland sind

es dagegen weniger als 40%. Bei den Frauen bestehen ähnliche Differenzen. Darin spiegelt sich das aus der ehemaligen DDR bekannte Muster wider: Der Zusammenzug mit einem Partner erfolgte früher im Lebensverlauf und ein größerer Anteil der Bevölkerung war in den Prozess der Partnerwahl eingebunden. Erst im fortgeschrittenen Alter führten vermehrte Trennungen dazu, dass sich das Niveau des partnerschaftlichen Zusammenlebens dem in Westdeutschland annäherte.

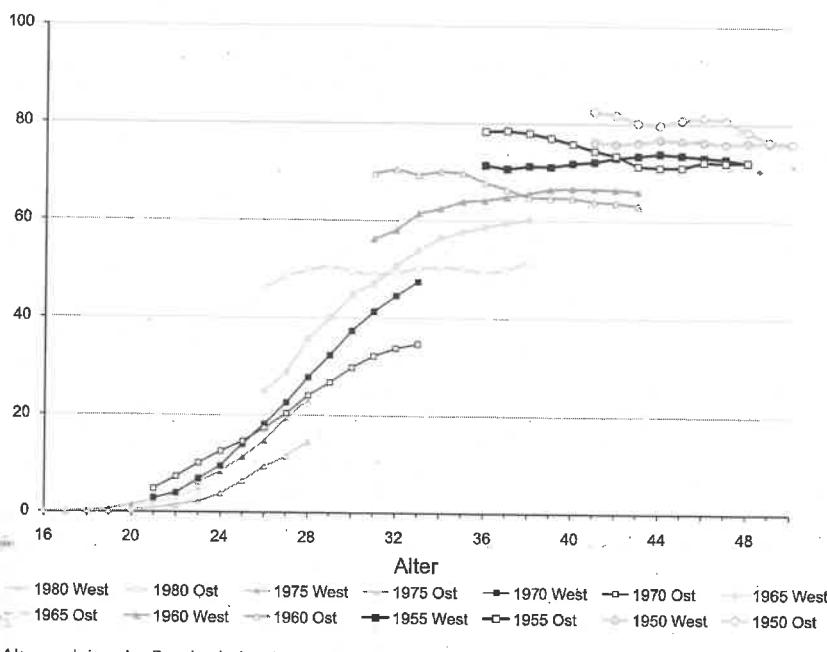
Seither vollzieht sich der Wandel in Ostdeutschland mit hoher Geschwindigkeit. Unter den jüngeren Männern und Frauen nimmt der Anteil derer, die mit einem Partner zusammenleben, in kurzer Zeit rasch ab. Auch das bis zum mittleren Erwachsenenalter erreichte Niveau des partnerschaftlichen Zusammenlebens geht deutlich zurück. Bereits nach einem Jahrzehnt kommt es dadurch zu einer fast vollständigen Angleichung an das westdeutsche Muster. Im Jahr 2001 sind von den 1970 geborenen Männern in beiden Landesteilen knapp 60% partnerschaftlich gebunden. Von den 1960 geborenen Männern trifft dies auf jeweils rund 75% zu.

Die genaue Betrachtung zeigt, dass es sich bei den Veränderungen in Ostdeutschland um eine Kombination aus Perioden- und Kohorteneffekten handelt. Als ausschlaggebend erweist sich, in welche Phase des Lebensverlaufs der politische Umbruch fällt. In den jüngeren, ab etwa 1975 geborenen Kohorten, die zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung maximal 16 Jahre alt waren und somit noch nicht in den Prozess der Partnerwahl eingetreten sind, gibt es keine Unterschiede zu Westdeutschland. Die altersbezogene Zunahme des partnerschaftlichen Zusammenlebens verläuft komplett identisch. In den mittleren Kohorten, die etwa zwischen 1955 und 1970 geboren wurden, zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung also zwischen 20 und 36 Jahre alt waren, zeigen sich zunächst deutliche Abweichungen zwischen alten und neuen Bundesländern. Die Anteile der mit einem Partner zusammenlebenden Männer und Frauen liegen in den neuen Bundesländern stets höher. Dann setzt dort ein Prozess ein, in dessen Verlauf der Zusammenzug mit einem Partner aufgeschoben und häufiger vermieden wird und/oder bereits bestehende Partnerschaften öfter aufgelöst werden. Dadurch konvergiert die Entwicklung. In den älteren Kohorten hingegen (hier nur noch für die Kohorte 1950 dargestellt), die den politischen Umbruch im fortgeschrittenen Alter erleben, verändert sich wenig. Hier setzt sich das vorhandene Muster einfach fort, so dass die – ohnehin geringen – Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland bestehen bleiben.

Ehe – anders als nichteheliches Zusammenleben – stark rückläufig

Ein Wandel findet nicht nur im Ausmaß, sondern auch in den Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens statt. Aus den Grafiken 2 und 3 ist ersichtlich, wie dieser

Grafik 2: Verbreitung des ehelichen Zusammenlebens - Männer in West- und Ostdeutschland, nach Alter und Kohorte (in %)



Alter = gleitender Durchschnitt über drei Altersjahre

Datenbasis: Mikrozensus Scientific Use Files 1991, 1993, 1995-2004; Bevölkerung in Privathaushalten, am Hauptwohnsitz, mit deutscher Staatsangehörigkeit

Prozess in Ost- und Westdeutschland seit der Wiedervereinigung verlaufen ist. Da sich Männer und Frauen darin kaum voneinander unterscheiden, sind die Ergebnisse aus Platzgründen nur für Männer dargestellt.

Zunächst bestätigt sich ein bekannter Befund: In der Abfolge der Kohorten nimmt die Verbreitung der Ehe wesentlich stärker ab als die Verbreitung des partnerschaftlichen Zusammenlebens, da ein beträchtlicher Teil dieser Abnahme durch die Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaft kompensiert wird. Die jüngeren Kohorten sind also viel seltener verheiratet, leben aber immer häufiger unverheiratet mit einem Partner zusammen. Am ausgeprägtesten sind die Veränderungen im frühen Erwachsenenalter. Hier hat die Ehe ihre dominante Stellung zugunsten der nichtehelichen Lebensgemeinschaft verloren. Im weiteren Lebensverlauf nimmt dann aber die Verbreitung der nichtehelichen Lebensgemeinschaft wieder ab, so dass das Zusammenleben mit einem Partner spätestens ab dem Beginn des vierten Lebensjahrzehnts nach wie vor ganz überwiegend innerhalb einer Ehe erfolgt.

Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens unterscheiden sich weiterhin zwischen Ost- und Westdeutschland

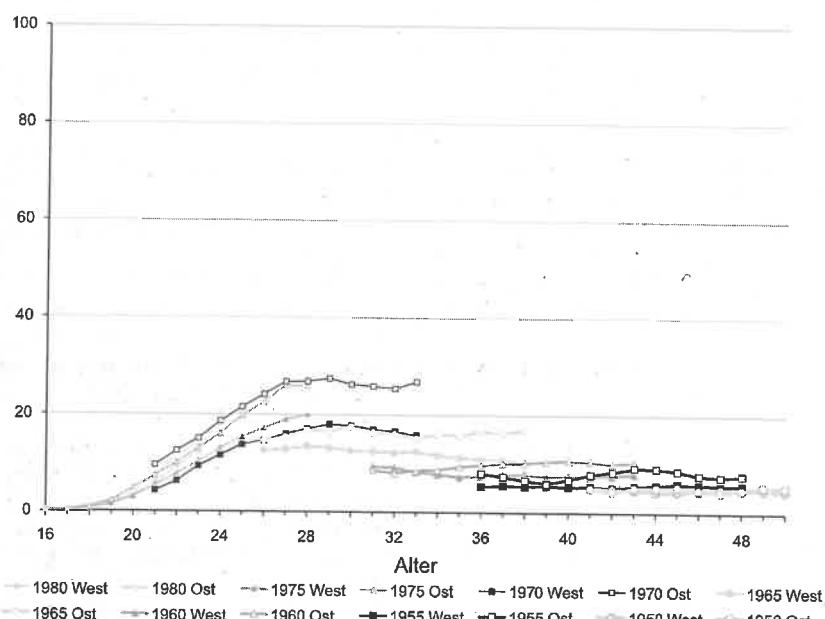
In Ostdeutschland vollzieht sich der Wandel in den Formen des partnerschaftlichen Zusammenlebens seit Beginn der 1990er Jahre schneller als in Westdeutschland. Den Ausschlag dafür gibt die abrupt abnehmende Heiratsneigung. Sie führt dazu, dass der Heiratsprozess der mittleren Kohorten, der zum Zeitpunkt der Wende noch nicht abgeschlossen

und zu rund 70% verheiratet. Ein Jahrzehnt später sind es im Alter von 41 Jahren nur noch 64%. Noch auffälliger zeigt sich der Abbruch des Heiratsprozesses unter den 1965 geborenen Männern, die zu Beginn der 1990er Jahre gerade erst 26 Jahre alt sind: Bis dahin sind 45% von ihnen verheiratet. Ein Jahrzehnt später, im Alter von 36 Jahren, liegt dieser Anteil noch immer knapp unter 50%. In den jüngeren Kohorten hingegen verzögert sich der Heiratsprozess. Der Anteil der Verheirateten steigt mit dem Alter immer langsamer an und wird wohl auch im weiteren, hier nicht mehr beobachteten Lebensverlauf deutlich unter dem Niveau der älteren Kohorten und auch unter dem westdeutschen Niveau bleiben.

Dem gegenüber breitet sich die nichteheliche Lebensgemeinschaft in Ostdeutschland seit Beginn der 1990er Jahre weiter aus als in Westdeutschland. Auch daran sind die Kohorten in unterschiedlicher Weise beteiligt – je nach dem, in welchem Alter sie das historische Ende der DDR erlebt haben. Ein großer Teil derjenigen, die bis dahin noch nicht verheiratet waren, aber mit ihrem Partner bereits zusammenlebten, haben diesen Zustand vermutlich beibehalten.

Darauf deuten die in Grafik 3 dargestellten Befunde hin: In den Lebensverläufen der bis 1965 geborenen Männer verharren die Anteile der unverheiratet Zusammenlebenden auf dem im Jahr 1991 bestehenden Niveau, während sie in Westdeutschland – bedingt durch vermehrte Übergänge in die Ehe – abnehmen. Die jüngeren Kohorten dagegen, die zu Beginn der 1990er Jahre noch keine 25

Grafik 3: Verbreitung des nichtehelichen Zusammenlebens – Männer in West- und Ostdeutschland, nach Alter und Kohorte (in %)



Alter = gleitender Durchschnitt über drei Altersjahre

Datenbasis: Mikrozensus Scientific Use Files 1991, 1993, 1995-2004; Bevölkerung in Privathaushalten, am Hauptwohnsitz, mit deutscher Staatsangehörigkeit

Tabelle 1: Effekte der Bildung auf die Wahrscheinlichkeit des Zusammenlebens mit einem Partner (logistische Regression, odds ratios)

	Westdeutschland		Ostdeutschland	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Alter	0,92***	0,92***	0,87***	0,89***
In (Alter)	13,62***	7,30***	12,74***	6,29***
Kohorte	0,97***	0,98***	0,92***	0,95***
berufliche Bildung				
ohne beruflichen Abschluss	0,61***	0,90***	0,39***	0,60***
Ausbildungsabschluss (Ref.)	1	1	1	1
Fachhochschulabschluss ¹	1,23***	0,71***	1,45***	1,04**
Hochschulabschluss	0,98*	0,66***	1,27***	0,92***
in (schul./berufl.) Ausbildung	0,32***	0,24***	0,45***	0,32***
Konstante	0,01***	0,07***	0,03***	0,22***
Nagelkerke Pseudo-R ²	0,38	0,31	0,42	0,33
Fallzahl	933.201	929.275	246.732	240.023

* p<0,05, ** p<0,01, *** p<0,001; Alter und Kohorte metrisch, Alter auf 17 und Kohorte auf 1960 zentriert, Alter in Kombination mit logarithmiertem Alter modelliert den sichelförmigen Zusammenhang zwischen Alter und partnerschaftlicher Lebensform, Gemeindegröße als Kontrollvariable (nicht dargestellt)

1) inklusive Techniker und Meister

Datenbasis: Mikrozensus Scientific Use Files 1991, 1993, 1995-2004; Bevölkerung in Privathaushalten, am Hauptwohnsitz, mit deutscher Staatsangehörigkeit, im Alter zwischen 18 und 50 Jahren

Jahre alt waren, gehen vermehrt nichteheliche Lebensgemeinschaften ein. Unter ihnen nimmt das unverheiratete Zusammenleben deutlich stärker zu als in Westdeutschland. Von den 1970 geborenen Männern sind es im Alter von 30 Jahren bereits 27%, die unverheiratet mit einer Frau zusammenleben, in Westdeutschland nur 18%.

Dem relativ starken Rückgang der Ehe, der in der jüngeren ostdeutschen Bevölkerung zu beobachten ist, wirkt also die relativ starke Zunahme der nichtehelichen Lebensgemeinschaft entgegen. Auf den Lebensverlauf bezogen lässt sich daraus ableiten, dass die jüngeren Kohorten in Ostdeutschland noch später und seltener heiraten als in Westdeutschland, dies aber durch vermehrte und längere Phasen des unverheirateten Zusammenlebens ausgleichen. Im Ausmaß des Zusammenlebens insgesamt unterscheiden sie sich insofern kaum mehr voneinander.

Bildung beeinflusst die partnerschaftliche Lebensform in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich

Abschließend wird noch ein kurzer Blick auf die sozialen Unterschiede der partnerschaftlichen Lebensform gerichtet. Anhand der Bildung wird geprüft, ob das Zusammenleben mit einem Partner sozial selektiv ist, es also von der Bildung abhängt, ob jemand mit einem Partner zusammen oder ohne Partner lebt.

In Tabelle 1 sind die Ergebnisse einer logistischen Regression wiedergegeben. Abhängige Variable ist das Zusammenleben mit einem Partner, dessen relative Chance gegenüber dem Leben ohne Partner geschätzt wird. Wel-

chen Einfluss die (berufliche) Bildung darauf hat, wird anhand von odds ratios gemessen. Werte von über 1 bedeuten eine Erhöhung der relativen Chance, in einer Partnerschaft zu leben, Werte von unter 1 eine Reduktion. In Westdeutschland zeigt sich das in Bezug auf die Ehe hinlänglich bekannte Muster: Bei Männern wirkt die Bildung tendenziell positiv auf die relative Chance des partnerschaftlichen Zusammenlebens, Abgesehen von den Männern, die sich noch in Ausbildung befinden, haben diejenigen die geringste Chance auf eine Partnerschaft, die über keinen beruflichen Abschluss verfügen. Welches Niveau ein vorhandener Abschluss hat, ist demgegenüber von untergeordneter Bedeutung. Bei Frauen hingegen hat die Bildung einen deutlich negativen Effekt. Je höher Frauen gebildet sind, desto geringer ist die relative Chance, dass sie mit einem Partner zusammenleben. Unter Frauen mit Hochschulabschluss ist sie um 34% geringer als bei Frauen, die die Hauptschule besucht und eine Berufsausbildung absolviert haben.

Eine Erklärung hierfür liefert die familienökonomische Theorie: Mit der Arbeitsteilung im gemeinsamen Haushalt, die nach wie vor geschlechtsspezifisch ausgeprägt ist, lassen sich Gewinne erzielen. Für Männer steigen diese Gewinne mit ihrer Bildung und der damit verbundenen Produktivität auf dem Arbeitsmarkt an. Für Frauen sinken sie, da ihnen durch die Einschränkung ihrer beruflichen Tätigkeit umso mehr Einkommen entgeht, je höher sie qualifiziert sind.

Auch in Ostdeutschland ist das Zusammenleben mit einem Partner sozial selektiv. Bei Männern ist der positive Bildungseffekt sogar stärker ausgeprägt als in Westdeutschland. Bei

Frauen dagegen gibt es kaum Unterschiede zwischen den verschiedenen Bildungsabschlüssen. Anders als in Westdeutschland leben hoch qualifizierte Frauen nicht seltener mit einem Partner zusammen als gering qualifizierte Frauen. Nur unter Frauen ohne berufliche Qualifikation ist die relative Chance des partnerschaftlichen Zusammenlebens reduziert. Damit unterscheiden sich die Landesteile in Bezug auf die soziale Selektivität des partnerschaftlichen Zusammenlebens von Frauen erheblich voneinander.³ Ein naheliegender Grund hierfür ist, dass es ein mit der alten Bundesrepublik vergleichbares Ausmaß der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der ehemaligen DDR nie gegeben hat. Es war und ist noch immer üblich, dass beide Partner einer Erwerbstätigkeit nachgehen und zum Einkommen des Haushalts beitragen. Dass einmal etablierte Muster unter veränderten Rahmenbedingungen nachwirken, zeigt sich auch an den Timingeffekten der Bildung: In Ostdeutschland ist es relativ wahrscheinlicher, bereits während der Ausbildung mit einem Partner zusammenzuleben, als in Westdeutschland.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es 15 Jahre nach der Wiedervereinigung sowohl Konvergenz als auch Divergenz im Ausmaß, den Formen und den sozialen Unterschieden des partnerschaftlichen Zusammenlebens in Ost- und Westdeutschland gibt. Das Ausmaß des Zusammenlebens war zu Beginn der 1990er Jahre in Ostdeutschland deutlich höher als in Westdeutschland und hat sich seither angeglichen. Die Formen des Zusammenlebens divergieren weiterhin. In Westdeutschland setzt sich ein kontinuierlicher Prozess des Wandels partnerschaftlicher Lebensformen fort. In Ostdeutschland dagegen hat der Systemwechsel einen Bruch verursacht. Seither ändern sich die Lebensformen dort sehr schnell. Getragen werden die Veränderungen von den Kohorten, deren Partnerwahl- und Heiratsprozess zum Zeitpunkt der Wende bereits begonnen hat, aber noch nicht abgeschlossen war. In diesen Kohorten verharrt die Verbreitung der nichtehelichen Lebensgemeinschaft seit Beginn der 1990er Jahre auf dem bis dahin erreichten Niveau und die Verbreitung der Ehe nimmt kaum zu. Die Heirat wurde in diesen Kohorten also nicht nur kurzfristig ausgesetzt, sondern auch später nicht nachgeholt. In den jüngeren Kohorten dagegen, die erst nach der Wende in den Prozess der Partnerwahl eingetreten sind, hat sich die Angleichung an das westdeutsche Muster bereits vollzogen. Zwar heiraten die jüngeren Kohorten in Ostdeutschland später und seltener als in Westdeutschland, gehen aber genauso häufig verbindliche partnerschaftliche Beziehungen ein.

I Da die Kohortenanalyse eine stabile Bevölkerung voraussetzt, wird die Interpretation der Befunde durch die Abwanderung aus Ostdeutschland eingeschränkt. Die zu beobachtenden Veränderungen sind nicht nur auf tatsächliche Veränderungen des Verhaltens, sondern auch darauf zurückzu-

führen, dass Personen aus der Betrachtung ausscheiden.

- 2 Abgesehen davon, dass der Mikrozensus keine Angaben über Partner außerhalb des Haushalts enthält, ist der gemeinsame Haushalt ein guter Indikator für die Verbindlichkeit einer partnerschaftlichen Beziehung und auch im Hinblick auf die gesellschaftlichen Konsequenzen des Wandels partnerschaftlicher Lebensformen entscheidend.
- 3 Dies gilt für bestehende Partnerschaften, von denen viele vermutlich noch vor der Wende begonnen wurden. Ob das Eingehen neuer Partnerschaften derselben sozialen Selektivität unterliegt und sich dies in der Abfolge der Kohorten verändert, müssen weitere Studien zeigen.

Brüderl, Josef, Klein, Thomas, 2003: *Die Pluralisierung partnerschaftlicher Lebensformen in Westdeutschland, 1960-2000. S. 189-217* in: Walter Bien, Jan H. Marbach (Hg.), *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*. Opladen: Leske+Budrich.
Huinink, Johannes, 1997: *Vergleichende Familienforschung. Ehe und Familie in der ehemaligen DDR und der Bundesrepublik Deutschland. S. 308-325* in: Laszlo A. Vaszkovics (Hg.): *Familienleitbilder und Familierealitäten*. Opladen: Leske+Budrich.
Lengerer, Andrea, 2011: *Partnerlosigkeit in Deutschland. Entwicklung und soziale Unterschiede*. Wiesbaden: VS Verlag.
Lengerer, Andrea, 2007: *Zur Abgrenzung nichtehelicher Lebensgemeinschaften im Mikrozensus*. ZUMA-Methodenbericht 2007/04. Mannheim.

Andrea Lengerer, GESIS
Tel.: 0621 / 1246-267
andrea.lengerer@gesis.org

Measuring and Monitoring Social Progress in European Societies - Is Life Still Getting Better?

Internationale Tagung „Social Reporting in Europe“ 2011

Villa Vigoni, 9.-11. März

Die 6. internationale „Social Reporting in Europe“ - Konferenz findet vom 9. bis 11. März 2011 in der Villa Vigoni statt. Das Thema der diesjährigen Konferenz lautet: „Measuring and Monitoring Social Progress in European Societies – Is Life Still Getting Better?“. Die Thematik der Fortschrittsmessung und -beobachtung wurde nicht nur kürzlich von der „Stiglitz-Sen-Fitoussi-Commission“ (on the measurement of economic performance and social progress) aufgegriffen und behandelt, sondern ist u. a. auch Gegenstand des OECD - „Global Project on Measuring the Progress of Societies“. Auch in Deutschland genießt das Thema derzeit in Wissenschaft und Politik große Aufmerksamkeit. Diskutiert wird vor allem, wie wirtschaftlicher und sozialer Fortschritt besser als in der herkömmlichen Wirtschaftsberichterstattung – d. h. jenseits des Brutto-Sozialproduktes – gemessen werden kann. Dieser Thematik nimmt sich auch die Sozialindikatorenforschung und Sozialberichterstattung seit vielen Jahren an. Neben der Fortschrittsmessung, wird sich die Tagung aber auch mit der Frage beschäftigen, was gesellschaftlicher Fortschritt heute in europäischen Gesellschaften bedeutet und

wie aktuelle Tendenzen des sozialen Wandels, die weniger eindeutig auf eine kontinuierliche Verbesserung der individuellen und kollektiven Wohlfahrt gerichtet zu sein scheinen als das in früheren Dekaden der Fall war, aus einer Fortschrittperspektive zu bewerten sind.

An der Konferenz nehmen Sozialwissenschaftler aus neun europäischen Ländern teil. Zudem sind die Europäische Kommission, die OECD und die „European Foundation for Working and Living Conditions“ vertreten. Die Konferenz wird von Heinz-Herbert Noll (GESIS, Mannheim) und Carla Collicelli (Censis, Rom) in Zusammenarbeit mit der Europäischen Kommission und der Villa Vigoni organisiert. Die Veranstaltung wird von der Europäischen Kommission und der Villa Vigoni großzügig finanziell gefördert. Informationen über die bisherigen „Social Reporting in Europe“ – Tagungen finden sich auf der folgenden Website: <http://www.gesis.org/sozialberichterstattung-in-europa/>

Heinz-Herbert Noll, GESIS
Tel.: 0621 / 1246-241
heinz-herbert.noll@gesis.org

Die Verteilung der Vermögen in Deutschland – Ein Buchhinweis

Aus der Reihe der Hans Böckler Stiftung Forschung ist der Band „Die Verteilung der Vermögen in Deutschland. Empirische Analysen für Personen und Haushalte“ erschienen. Auf der Grundlage des Sozio-ökonomischen Panels der Jahre 2002 und 2007 analysieren die Autoren die Vermögensverteilung in Deutschland. Dabei werden u. a. Bildungsstand, berufliche Stellung und Migrationshintergrund berücksichtigt. Zusammenhänge zwischen Einkommen und Vermögen sowie Auf- und Abstiege in der Vermögensverteilung über die Beobachtungsjahre hinweg sind weiterhin Gegenstand der Betrachtung. Zu erwähnen ist zudem, dass auch Anwartschaften auf Renten und Pensionen in die Betrachtung der

Vermögensrechnung eingehen. Der Band, der mit einem Vorwort von Sir Anthony Atkinson versehen ist, ist für Wissenschaftler, Studierende und alle Interessierten zur Lektüre zu empfehlen.

Frick, Joachim R., Grabka, Markus M., Hauser, Richard, 2010: *Die Verteilung der Vermögen in Deutschland: Empirische Analysen für Personen und Haushalte*. Berlin: Edition Sigma Verlag; ISBN: 978-3-8360-8718-6.

Stefan Weick, GESIS
Tel.: 0621 / 1246-245
stefan.weick@gesis.org



Herausgeber
GESIS – Leibniz-Institut für
Sozialwissenschaften
Zentrum für Sozialindikatorenforschung

Postfach 12 21 55
D-68072 Mannheim
Telefon 06 21 / 12 46-0
www.gesis.org/soziale-indikatoren

Verantwortlich für den Inhalt
Dr. Heinz-Herbert Noll
Redaktion
Dr. Stefan Weick

Satz und Druck
Verlag Pfälzische Post GmbH
Winzinger Straße 30,
67433 Neustadt/Weinstraße

Gestaltung
Kognito, Berlin

GESIS ist Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft.

Bei Quellenangabe frei zum Nachdruck;
Beleg erbeten
ISSN 0935-218X

„Das Wohlstandsquartett“ – Ein neuer Vorschlag zur Wohlstandsmessung

Vorschläge für eine Verbesserung der Wohlstands- und Fortschrittsmessung „jenseits des BIP“ schießen derzeit wie Pilze aus dem Boden: Nach der Präsentation eines „nationalen Wohlfahrtsindex“ (www.umweltdaten.de/publikationen/fpdf-1/3902.pdf) und dem vom Zentrum für gesellschaftlichen Fortschritt (2010) entwickelten „Fortschrittsindex“ (<http://fortschrittszentrum.de/de/fortschrittsindex>), hat jetzt das von Meinhard Miegel geleitete „Denkwerk Zukunft“ ebenfalls einen neuen Vorschlag für die Wohlstandsmessung – „das Wohlstandsquartett“ – vorgestellt (www.wohlstandsquartett.de). Obwohl sich die Begrifflichkeiten (Wohlfahrt, Fortschritt, Wohlstand) unterscheiden, ist die Zielrichtung die gleiche: Die seit Jahrzehnten bekannten Unzulänglichkeiten des BIP (Bruttoinlandsprodukt) – das ein summarisches Maß der marktmäßigen gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfung darstellt – als Indikator für die gesamte – auch über den materiellen Lebensstandard hinausgehende – Wohlfahrt, sollen durch alternative Kennziffern korrigiert oder kompensiert werden.

Einen Hintergrund für die derzeit (wieder einmal) hohe Wellen schlagende Diskussion um die Wohlfahrtsmessung und die Suche nach Ergänzungen zum oder Surrogaten für das BIP bilden u. a. die Empfehlungen der sogenannten Stiglitz-Kommission zur Messung von „Economic Performance and Social Progress“ (vgl. ISI Nr. 43, S. 13 ff.), die auch in Deutschland ein lebhaftes Echo hervorgerufen und u. a. kürzlich zur Einsetzung der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“ des Deutschen Bundestages geführt haben.

Das „Wohlstandsquartett“ des Denkwerks Zukunft umfasst vier Einzelindikatoren, die als „Schlüsselindikatoren“ für verschiedene Wohlstandsdimensionen betrachtet werden:

- das BIP/Kopf als Indikator für das materielle Wohlstandsniveau;
- die Quartils-Relation (80/20) als Indikator für die Ungleichheit der Einkommensverteilung;
- die gesellschaftliche Ausgrenzungsquote als Indikator für den gesellschaftlichen Zusammenhalt;
- der „ökologische Fußabdruck“ im Verhältnis zur Biokapazität als Indikator für den Natur- und Ressourcenverbrauch.

Anders als die übrigen oben erwähnten Vorschläge verzichtet das Denkwerk Zukunft aus guten Gründen auf die Kalkulation eines zusammenfassenden Wohlfahrts- bzw. Wohlstands-Index und trägt damit den methodischen Unzulänglichkeiten von sowie prinzipiellen Vorbehalten gegenüber Verfahren der Indexbildung Rechnung.

So plausibel das „Wohlstandsquartett“ als ein Vorschlag für eine erweiterte Wohlstandsmessung auf den ersten Blick erscheint, so wenig ist es jedoch – wie die anderen Vorschläge – gegen kritische Einwände gefeit. Das gilt sowohl für die Auswahl und Vollständigkeit der Wohlstandsdimensionen als auch für die Auswahl der Indikatoren. Wo und wie gehen z. B. nicht marktmäßig erzeugte private und öffentliche Güter und Dienste in diesen Ansatz der Wohlfahrtsmessung ein? Warum wird etwa der Quartilsrelation gegenüber dem Gini-Index der Vorzug gegeben, und warum wird – nicht nur bei diesem Vorschlag – nicht auf das Nettoinlandsprodukt oder gar Volksinkommen anstelle des BIP zurückgegriffen,

wenn doch weitgehender Konsens darüber besteht, dass Abschreibungen nicht zur Wohlstandsmehrung der Bevölkerung beitragen?

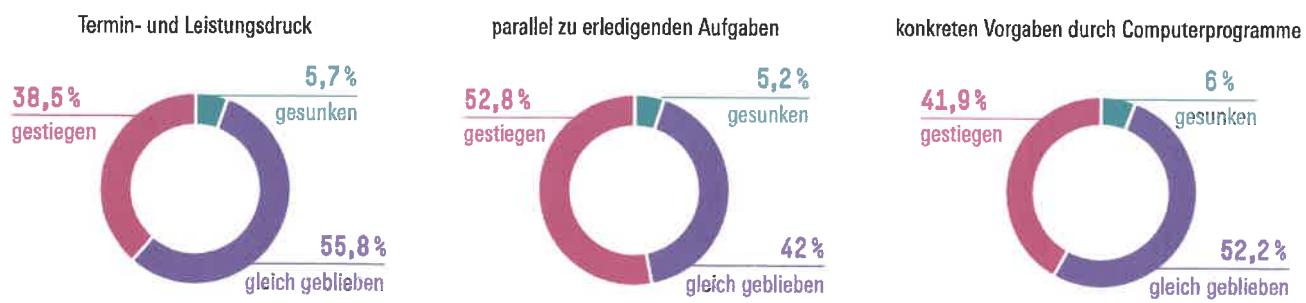
Auch wenn man davon ausgehen kann, dass das „Wohlstandsquartett“ des Denkwerks Zukunft nicht das letzte Wort in der Debatte zur Wohlstands- und Wohlfahrtsmessung darstellen wird, so ist es doch ein Beitrag, der die Diskussion belebt. Auch die exemplarische Anwendung für einen Wohlstandsvergleich von Deutschland und anderen EU-Ländern ist durchaus erhellend.

Dass es allerdings in naher Zukunft gelingen kann, ein summarisches Wohlfahrtsmaß zu finden, das den kritischen Einwänden gegen das BIP Rechnung trägt und die darüber hinausgehenden hohen Erwartungen erfüllt, zudem global anerkannt ist und insofern dem BIP in der öffentlichen Aufmerksamkeit den Rang ablaufen kann, erscheint mehr als zweifelhaft und erinnert an die sprichwörtliche Suche nach dem Stein der Weisen. Selbst wenn die zahlreichen methodisch-technischen und sonstigen Probleme gelöst werden könnten, muss man sich fragen, ob angesichts der Komplexität des Konstrukt „Wohlfahrt“ als Gegenstand der Messung und eines hochdifferenzierten gesellschaftlichen Informationsbedarfs nicht andere Wege als die Suche nach der einen, allumfassenden alternativen Kennziffer zum BIP beschritten werden sollten.

■ **Heinz-Herbert Noll, GESIS**
Tel.: 0621 / 1246-241
heinz-herbert.noll@gesis.org

Digitale Schattenseiten

Laut Klinikbeschäftigte ist durch die Digitalisierung die Häufigkeit von ...



Quelle: IAT 2017 Grafik zum Download: bit.do/impuls1014

Hans Böckler Stiftung

heit muss öfter mehrere Aufgaben parallel erledigen. Je ein Viertel fühlt sich bei der Arbeit häufiger gestört und am Arbeitsplatz stärker kontrolliert.

Gleichzeitig betrachten die Klinikmitarbeiter die Digitalisierung als Chance, das Berufsbild zu verbessern: Drei Viertel von ihnen sind ganz oder teilweise davon überzeugt, dass digitale Technik zur Aufwertung ihrer Arbeit beiträgt.

Wesentlich kritischer sind die Ansichten in punkto Partizipation: Weniger als 30 Prozent der befragten Arbeitnehmer fühlen sich rechtzeitig und umfassend informiert, wenn

es um digitale Neuerungen geht. Immerhin 40 Prozent betrachten sich als ausreichend qualifiziert. Nur 15 Prozent wurden bei der Entwicklung technischer Lösungen umfassend beteiligt, 12 Prozent bei der Auswahl der Produkte, weniger als ein Viertel bei der Bewertung. Das Interesse des Managements an echter Beteiligung scheint eher gering ausgeprägt zu sein, urteilen die Forscher. <

Quelle: Christoph Bräutigam, Peter Enste, Michaela Evans, Josef Hilbert, Sebastian Merkel, Fikret Öz: Arbeitsreport Digitalisierung im Krankenhaus: Mehr Technik – bessere Arbeit? Study der Hans-Böckler-Stiftung Nr. 364, Dezember 2017 Download: bit.do/impuls1015

VERTEILUNG

Ungleichheit macht gewaltbereit

Statusunterschiede senken die Hemmung, anderen Menschen Schmerz zuzufügen.
Das zeigt ein ökonomisches Experiment.

Dass soziale Ungleichheit eine enthemmende Wirkung hat, geht aus einer Studie von Armin Falk hervor. Der Ökonom von der Universität Bonn hat experimentell einen Zusammenhang zwischen Statusunterschieden und Gewalttätigkeit nachgewiesen.

Vor dem Experiment wurde die sexuelle Attraktivität der Teilnehmer anhand von Fotos bewertet. Eine weiblich besetzte Jury musste Aufnahmen der männlichen Probanden paarweise vergleichen und jeweils entscheiden, welcher der beiden Männer attraktiver ist. Für die Bewertung der Frauen war ein Männerkomitee zuständig. Die so ermittelten Differenzen in der Anziehungskraft sind laut Falk als „relative Statusunterschiede“ zu betrachten.

Für das Experiment wurden 172 Studierende in aktive und passive Teilnehmer aufgeteilt und jedem aktiven ein passiver Teilnehmer desselben Geschlechts zugeordnet. Wie die Juroren den Mitspieler eingestuft hatten, wurde den Betroffenen mitgeteilt. Anschließend mussten die aktiven Probanden eine Entscheidung treffen: Sie konnten sieben Euro kassieren und dafür in Kauf nehmen, dass der passive Teilnehmer über Elektroden am Unterarm einen gesundheitlich ungefährlichen, aber schmerhaften Stromschlag erhält – oder das Geld ablehnen und so dem Mitspieler Schmerzen ersparen.

Die Ergebnisse zeigen einen „bemerkenswerten“ Effekt, so der Wissenschaftler. Wenn die beiden Mitspieler als sexuell genauso anziehend bewertet waren, also den gleichen Status hatten, entschieden sich knapp 30 Prozent der aktiven Probanden dafür, das Geld anzunehmen und damit Elektroschocks auszulösen. Wenn es dagegen Statusunterschiede zwischen den Mitspielern gab, stieg der Anteil auf fast drei Viertel – und zwar unabhängig davon, ob der passive Teilnehmer begehrswerter oder weniger begehrswert war.

Der Forscher erklärt das damit, dass Statusdifferenzen zu einer „moralischen Abkopplung“ führen. Offenbar falle es schwerer, sich mit Menschen, die einen anderen Status haben, zu identifizieren und Anteil an ihrem Wohlergehen zu nehmen. Stattdessen kämen Gefühle wie Neid oder Verachtung zum Tragen. Die Folge: Es gebe weniger moralische Skrupel, diesen Personen Gewalt anzutun. Falk geht davon aus, dass die Ergebnisse seines Experiments auf andere Arten von Statusunterschieden übertragbar sind. Soziale Ungleichheit dürfte demnach generell schädlich für den gesellschaftlichen Frieden sein. <

Kausalmechanismus: Keine Empathie
Quelle: Armin Falk: Status Inequality, Moral Disengagement and Violence, DIW Discussion Paper 1676, Juli 2017 Download: bit.do/impuls1016

Ungl.-Heit

?

Moralische Abkopplung

Keine Empathie

Gewaltbereitschaft

Böckler Impuls · 20/2017 · Seite 7

Sind beide in gleichen Status, gibt es keine Strom-

Statusunterschied, gibt es Sympathie und kein Neid und missfällt



DER ANSATZ DER SOZIALEN MILIEUS

Soziale Milieus in Europa: Eine soziokulturelle Landkarte

Jörg Ueltzhöffer

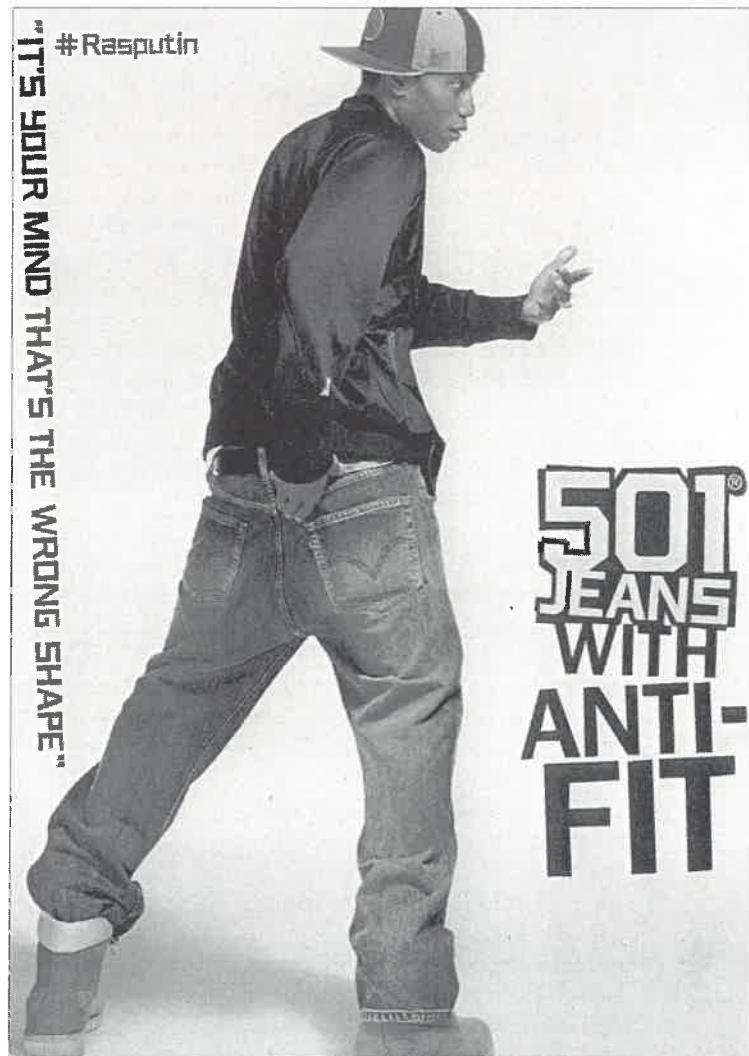
Das Modell der Sozialen Milieus ist ein Mittelweg zwischen Klassen- bzw. Schichtanalyse auf der einen und Lebensstilansätzen auf der anderen Seite. Die vergleichsweise stabile soziokulturelle Landkarte der Sozialen Milieus fasst soziale Gruppen mit ähnlichen Wertorientierungen, Lebenszielen, Lebensweisen und alltagsästhetischen Vorlieben zusammen. Die Milieuanalyse nimmt hierbei den ganzen Menschen in den Blick und versucht all jene subjektiven und objektiven Merkmale zu erfassen, die die soziokulturelle Identität von Menschen konstituieren. Durch die zunehmende Globalisierung der Märkte hat sich die Milieuforschung auf zahlreiche weitere Länder ausgedehnt. Auf europäischer Ebene lassen sich aktuell elf transnationale Milieusegmente unterscheiden, die von Jörg Ueltzhöffer skizziert werden. Anhand zweier Themen – der Herausbildung sozialer Ungleichheiten und der Virulenz kultureller Ängste – wird abschließend exemplarisch dargestellt, welchen Beitrag die Milieuforschung zum Verständnis gesellschaftlicher Veränderungsprozesse leistet.

Soziokulturelle Gesellschaftsanalyse: Der Ansatz der Sozialen Milieus

Der Begriff „Landkarte“ mag im Kontext sozialwissenschaftlicher Analyse etwas ungewöhnlich erscheinen, bringt die Logik gesellschaftsanalytischer Modellbildung aber durchaus auf den Begriff. Wie beispielsweise in der Geografie, so gelangt man, je nach Fragestellung und theoretisch-methodischem Ansatz, auch bei der Strukturanalyse von Gesellschaften zu sehr unterschiedlichen Segmentierungsmustern („Landkarten“) ein- und desselben Terrains. In der Geografie finden sich beispielsweise, um nur wenige Beispiele zu nennen, sowohl morphologische als auch politische, sozioökonomische, demografische, ökologische Kartierungen, die, jede für sich genommen, sehr unterschiedliche, teilweise überraschende Ansichten von Ländern, Kontinenten oder des gesamten Planeten abbilden.¹

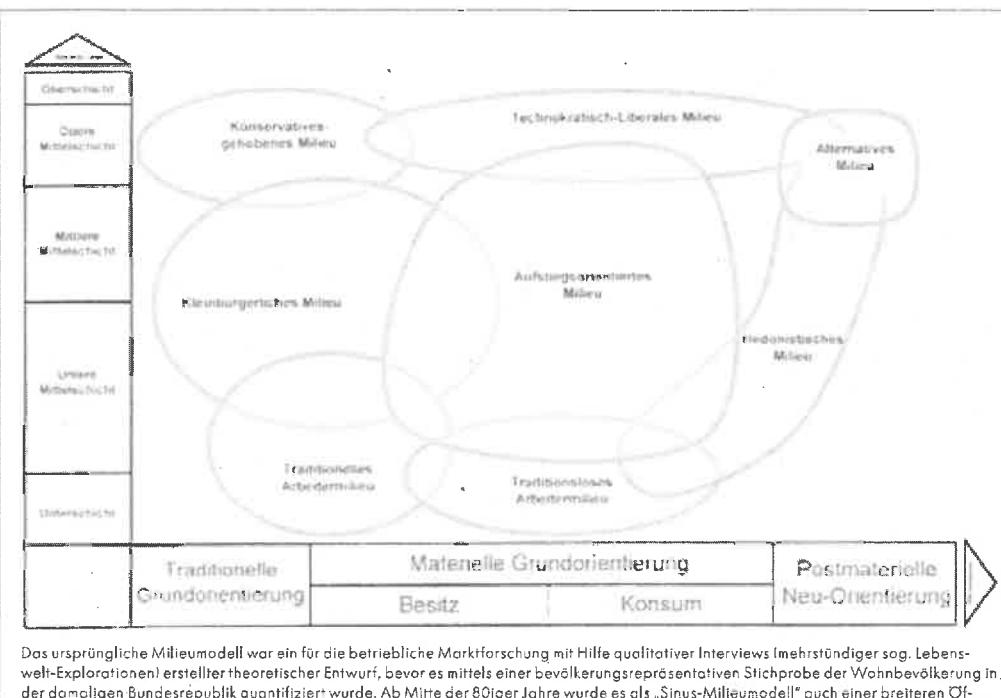
Gesellschaftsanalysen erschließen, je nach theoretischem Ansatz, Erkenntnisinteresse und Differenzierungslogik – möglicherweise auch beeinflusst von wissenschaftshistorischen Traditionen und dem jeweiligen „Zeitgeist“ –, ebenfalls sehr unterschiedliche Modelle der in den Blick genommenen (gesellschaftlichen) Wirklichkeit. Für Erklärungskraft wie auch Validität entscheidend bleibt immer die Adäquatheit von sozialwissenschaftlichem Modell (im Sinne „typischer Konstruktion“) und Wirklichkeit. Eine sozialwissenschaftlich erfahrbare Wirklichkeit „an sich“ gibt es nicht. In der sozialwissenschaftlichen Gesellschaftsanalyse dominieren nach wie vor klassen- bzw. schichttheoretische

Ansätze, die soziale Schicht nach „objektiven Lagemerkmälern“ wie Beruf, Bildung und Einkommen definieren, aber zunehmend auch „subjektive“ Determinanten der sozialen Lage(n) einbeziehen (in Deutschland beispielsweise seit den 1980er Jahren die Arbeiten von Stefan Hradil und Rainer Geißler).² Ausgehend von den Vereinigten Staaten gab und gibt es aber auch gesellschafts- und marktanalytische Ansätze, die von – objektiven wie auch subjektiven – Schichtmerkmalen nahezu völlig abstrahieren. Über die Vereinigten Staaten hinaus bekannt geworden ist das am Stanford Research Institute (SRI) entwickelte „VALS“-System („Values & Lifestyles“), ein sozialpsychologisch orientiertes



Subjektiv erfahrene Identität wird heutzutage weniger von schicht- bzw. klassenspezifischen Merkmalen geprägt als von Gemeinsamkeiten der Wertorientierungen, alltagsästhetischen Optionen und der Lebensweise.

picture alliance/dpa



Das ursprüngliche Milieumodell war ein für die betriebliche Marktforschung mit Hilfe qualitativer Interviews (mehrstündiger sog. Lebenswelt-Explorationen) erstellter theoretischer Entwurf, bevor es mittels einer bevölkerungsrepräsentativen Stichprobe der Wohnbevölkerung in der damaligen Bundesrepublik quantifiziert wurde. Ab Mitte der 80iger Jahre wurde es als „Sinus-Milieumodell“ auch einer breiteren Öffentlichkeit bekannt.

Quelle: SIGMA

(psychografisches) Modell, das in Anlehnung an die Arbeiten von David Riesman und Abraham Maslow acht Gesellschaftstypen identifizierte, mit den „Survivors“ am unteren Ende der (amerikanischen) Sozialskala und den „Integrated“ an der Spitze.³ In diesem Zusammenhang auch zu nennen ist natürlich Gerhard Schulzes kulturoziologisches Konstrukt der „Erlebnisgesellschaft“, das sozialhierarchische Strukturmerkmale für die Typusbildung weitgehend außer Acht ließ.⁴ Hinzu kamen in den vergangenen Jahrzehnten Myriaden von Lebensstiltypologien, die für ihre Modellbildung überwiegend rein subjektive Merkmale (z.B. Freizeitinteressen, Stilpräferenzen, Konsumverhalten, etc.) heranzogen. Sie waren zumeist von geringer analytischer Reichweite und Lebensdauer.

Einen Mittelweg zwischen Klassen- bzw. Schichtanalyse auf der einen und psychografischen wie auch Lebensstilstypologien auf der anderen Seite suchten wir (Ueltzhöffer/Flaig) Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre – angeregt von unserer 1976/77 für die Bundesregierung erstellten Studie zu Wertorientierungen, politischem Bewusstsein und Milieustrukturen von Studenten – mit der Entwicklung des „Modells der Sozialen Milieus“ für die damalige Bundesrepublik.

Unsere theoretischen Überlegungen gingen von folgenden Beobachtungen aus:

- Die dem Schicht- bzw. Klassenmodell als dominierendem Differenzierungsparadigma der Moderne zugrunde liegenden sozioökonomischen Lebensbedingungen werden in der Alltagswelt postindustrieller Gesellschaften in sehr unterschiedlichen lebensweltlichen und alltagsästhetischen Inszenierungen wirksam, sicht- und erfahrbar.
- Gleiche sozioökonomische Lebensbedingungen produzieren im Alltag offensichtlich ungleiche Lebens- und Stilwelten.
- Bestimmte Lebenswelten scheinen sich losgelöst vom Schicht- bzw. Klassenzusammenhang und den ihn gene-

rierenden Merkmalen zu entfalten, während andere wiederum schicht- bzw. klassenspezifischen Linien folgen.

- Die Unterschiedlichkeit von Lebensstilen ist für die Alltagswirklichkeit von Menschen – und somit für die Prozesse subjektiver Sinnkonstitution – vielfach bedeutsamer als die Unterschiedlichkeit sozioökonomischer Lebensbedingungen.
- Subjektiv erfahrene Identität wird weniger von schicht- bzw. klassenspezifischen Merkmalen geprägt als von Gemeinsamkeiten der grundlegenden Wertorientierungen, alltagsästhetischen Optionen und der Lebensweise.

Das Modell der Sozialen Milieus sollte in Form einer neuartigen soziokulturellen Landkarte einen anderen Blick als bisher üblich auf Menschen und Märkte der – zunächst bundesrepublikanischen – Gegenwartsgesellschaft ermöglichen, indem es bisher unverbundene theoretische Ansätze und Sichtweisen zusammenführte: den Milieubegriff der soziologischen Gründerväter wie Max Weber, allerdings in umfassenderem Sinne, den vorwiegend in den USA entwickelten Ansatz der gesellschaftlichen Wertorientierungen, Erich Fromms Theorie des handlungsleitenden Sozialcharakters und den Lebenswelt- bzw. Alltagsweltansatz nach Edmund Husserl und Alfred Schütz.⁵

Die theoretische Konzeption des Milieuanlasses lässt sich am ehesten durch das in Abbildung 1 wiedergegebene ursprüngliche Milieumodell für Deutschland (alte Bundesländer) von 1980 mit zunächst acht Sozialen Milieus verdeutlichen.⁶ Sein Strukturmuster wird hier in Form eines zweidimensionalen soziokulturellen Raumes abgebildet. Der in der Alltagswirklichkeit multidimensionale Raum wurde aus Darstellbarkeitsgründen auf die beiden modell-konstitutiven Dimensionen der sozialen Lage (vertikal) und der subjektiven Wertorientierungen (horizontal) reduziert. Die Spannweite der an den „klassischen“ soziostrukturellen Variablen (Beruf, Bildung, Einkommen) orientierten Dimen-

Abbildung 1: Ursprüngliches Milieumodell 1980 von Ueltzhöffer/Flaig

sion der sozialen Lage reichte vom Traditionellen Arbeitermilieu bis hin zum Konservativ-gehobenen und – so die damalige Milieubezeichnung – Technokratisch-liberalen Milieu. Die Wertedimension wurde aufgespannt von der traditionellen Wertewelt des Konservativ-gehobenen, aber auch des Kleinbürgerlichen- und des Traditionellen Arbeitermilieus bis hin zum jugendkulturell geprägten Hedonistischen- und Alternativen Milieu. Letztere waren die Lebensstiltrendsetter ihrer Zeit, das Alternative Milieu darüber hinaus Trägermilieu der vielfach beschriebenen postmateriellen Verschiebung des gesellschaftlichen Wertespektrums.

Was genau sind nun aber Soziale Milieus im Sinne unserer Definition?

- I Soziale Milieus beschreiben Menschen mit jeweils charakteristischen Einstellungen und Lebensorientierungen. Sie fassen, ganz allgemein gesprochen, soziale Gruppen, also Menschen, zusammen, deren Wertorientierungen, Lebensziele; Lebensweisen, alltagsästhetische Vorlieben – und damit auch ihre zentralen Konsummuster – ähnlich sind.
- I Die Milieuanalyse zielt auf den ganzen Menschen, versucht also nicht, wie z. B. herkömmliche Gesellschaftsanalysen, ein einziges oder einige wenige objektive Merkmale (z. B. Schichtzugehörigkeit, Einkommen, Berufsgruppe) typisierend zu verdichten.
- I Umgekehrt isoliert sie auch nicht ein einziges oder einige wenige subjektive Merkmale des Alltagslebens, Geschmacks oder des Lebensstils, um Markt und Gesellschaft als strukturlose Agglomeration kurzatmiger Moden und Geschmackskulturen erscheinen zu lassen.
- I Die Milieuforschung versucht vielmehr alle jene – subjektiven wie objektiven – Merkmale empirischer Analyse zugänglich zu machen, die die soziokulturelle Identität von Menschen konstituieren.

Soziale Milieus sind also keine frei im sozialen Raum schwelbenden Assemblages, zusammengefügt von der gemeinsamen Vorliebe für kurzatmige Lebensstilmoden – um sich alsbald wieder zu verflüchtigen und neue Strukturen zu bilden. Soziale Milieus bilden vergleichsweise stabile, wenn auch veränderbare soziokulturelle und sozialästhetische Strukturen (wie Zeitreihenmessungen in Deutschland seit Beginn der 1980er Jahre und in anderen europäischen Ländern seit Beginn der 1990er Jahre belegt haben). Und Milieuwahlen sind nicht individueller Beliebigkeit überlassen, sondern werden auf dem Hintergrund objektiv strukturierender Merkmale getroffen, die der Einzelne zwar mehr denn je beeinflussen und verändern kann, denen er aber nach wie vor auch „ausgeliefert“ ist, so z. B. dem Milieu, in das er hineingeboren wurde. Dies bedeutet allerdings auch, dass subjektiv zu treffende alltagskulturelle Optionen, heute nicht nur über Lebensweise, Lebensziele des Einzelnen und von Gruppen entscheiden (dies ist eine soziologische Binsenweisheit), sie prägen zunehmend auch die strukturierenden Merkmale von Gesellschaften und die damit verknüpften individuellen wie auch gesellschaftlichen Verhaltensmuster, Einstellungen und Verhaltensoptionen. Miliegrenzen schließlich sind fließend, sie lassen sich nicht, wie die Überlappungen im Milieumodell vermitteln sollen, so (scheinbar) exakt gegeneinander abgrenzen wie Berufsgruppen oder soziale Schichten. Dies ist kein metho-

discher Nachteil des Ansatzes, den dieser in Kauf nimmt, sondern folgt der Einsicht, dass die Strukturen der Alltagswirklichkeit selbst unscharf sind.

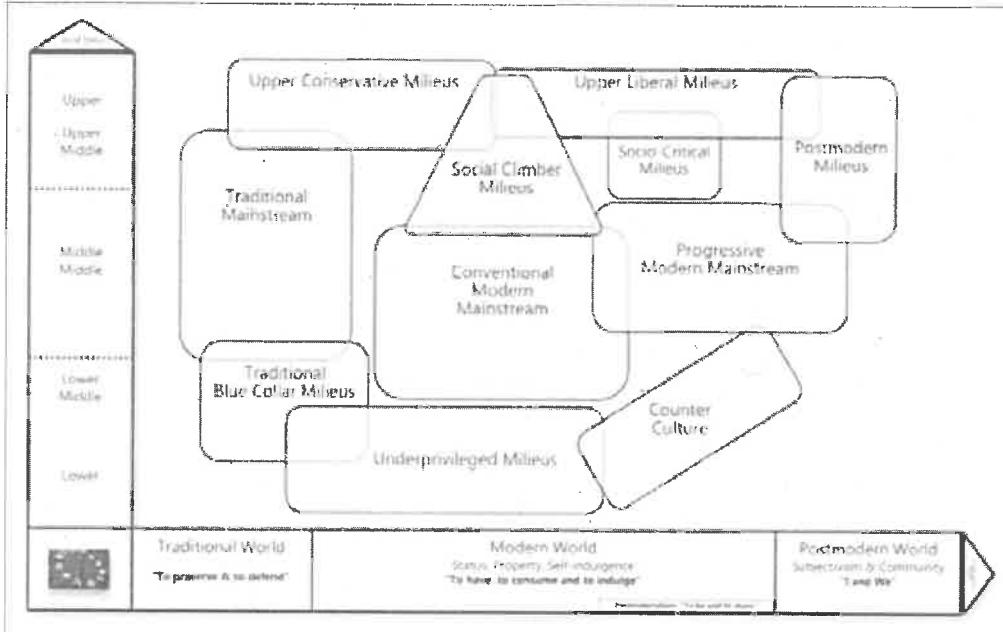
Alltagsweltlicher Bezug, Ganzheitlichkeit, Stabilität und Unschärfe gehören somit zu den wesentlichen theoretischen Grundlagen des Milieuansatzes.

Zum methodischen Inventar der Milieuforschung

Ausgangspunkt für die Entwicklung eines milieuanalytischen Methodeninventars war die Einsicht, dass eine zureichende Rekonstruktion der subjektiven Wirklichkeit von Menschen nur über die seismographische Erfassung ihres Alltagsbewusstseins gelingen kann. Die Leistungsfähigkeit des Ansatzes stützt sich daher zunächst auf qualitative Forschungsstrategien, z. B. mehrstündige Explorationen, in denen die Gesprächspartner ihre Alltagswelt in der ihnen eigenen Sprache schildern und interpretieren. Das Alltagsleben einer Person wird, so unsere Überzeugung, am ehesten dann transparent, wenn sie möglichst frei über alle ihr wichtig erscheinenden Lebensinhalte berichten kann. Die Erzählung, also das „narrative Interview“, als Erhebungsmethode hat den Vorteil, dass Menschen möglichst unbeeinflusst darstellen können, was in ihrem Leben Bedeutung hat und was sie nur am Rande interessiert oder überhaupt nicht. Die Milieuforschung versucht also, die Alltagswelten der Menschen aus ihrem eigenen Erleben und Deuten heraus zu verstehen und nachzuzeichnen. Darauf aufbauend werden in einem weiteren Forschungsschritt quantitative Instrumente (sogenannte Milieuindikatoren) entwickelt, mit deren Hilfe große quantitative Stichproben milieuanalytisch segmentiert werden können.⁷ Erst auf der Grundlage dieses methodischen Vorgehens lassen sich soziokulturelle Zielgruppenmodelle entwickeln, die der an sie zu stellenden Anforderung der Adäquatheit von gewähltem sozialwissenschaftlichem Modell und Wirklichkeit genügen (s. oben).

Transnationale Milieusegmente: Die europäische Milieulandkarte

Durch die Ausdehnung der Milieuforschung auf alle großen (west)europäischen Nationen zu Beginn der 1990er Jahre stehen heute – außer für Deutschland – auch Milieumodelle für Frankreich, Großbritannien, Italien, und Spanien zur Verfügung.⁸ Mit Blick auf die zunehmende Globalisierung der Märkte hat das SIGMA-Institut die Milieuforschung seither auf zahlreiche weitere Länder und Märkte ausgedehnt: Milieumodelle gibt es inzwischen auf allen Kontinenten, außer für West- und Mitteleuropa sowie Skandinavien auch für Ostmitteleuropa, Russland, die USA, China, Japan, Südkorea, Südafrika, Australien, Brasilien, etc.⁹ Ergebnis der empirischen Milieuforschung in den fünf (westlichen) Kernländern der Europäischen Union (EU) war jedenfalls ein vielfältiges Universum von insgesamt 53 Sozialen Milieus, also neun bis elf Sozialen Milieus pro Land. Es überraschte nicht, dass die jeweiligen soziokulturellen Strukturmuster der großen europäischen Gesellschaften



Quelle: SIGMA

Abbildung 2:
SIGMA-Milieus in Europa

ausgeprägte interkulturelle Gemeinsamkeiten aufwiesen. So ließen sich in der Tat transnationale europäische Milieusegmente identifizieren, mit jeweils ähnlichen Wertorientierungen, Lebensstilen, alltagsästhetischen Neigungen und Konsummustern. Innerhalb eines europäischen Segments erwies sich die kulturelle Übereinstimmung (hinsichtlich Wertorientierungen, Lebensweisen, Konsummustern usw.) zumeist als höher als zwischen – hinsichtlich Wertorientierungen und Lebensstil – weit auseinander liegenden Milieus ein- und derselben nationalen Gesellschaft. Trotz krisenhafter Entwicklungen, vor allem in den mediterranen Ländern, und wachsender soziökonomischer Ungleichheiten innerhalb der EU (vgl. Abbildung 4) verlaufen die Strukturmuster der soziokulturellen Segmentierung, also die jeweiligen Milieulandschaften, in Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Italien und Spanien in vielerlei Hinsicht nach wie vor gleichsinnig, bei manigfältigen Unterschieden im Detail. Auf (kern)europäischer Ebene unterscheiden wir (das SIGMA-Institut) heute insgesamt elf transnationale europäische Milieusegmente (vgl. Abbildung 2).

Sozialästhetische Segmentierung

Auf die Bedeutung alltagsästhetischer Differenzierungsmuster für die Milieuforschung wurde in der Literatur vielfach hingewiesen.¹⁰ Der Begriff des Ästhetischen zielt dabei weniger auf Fragen des (guten) Geschmacks, sondern reflektiert die Beobachtung, dass alltagsästhetische Optionen nicht nur als eine Art Schaufenster des kollektiven Ich für eigene („Seht her, ich gehöre dazu!“) wie auch für andere Milieuvertreter dienen, sondern auch das komplexe Gefüge milieuspezifischer Eigenheiten ausformen, verfestigen, in manchen Fällen gar erst konstituieren. Es ist unmöglich, in diesem Zusammenhang Pierre Bourdieus berühmte Studien zu den „feinen Unterschieden“ zwischen den Geschmackskulturen moderner Gesellschaften unerwähnt zu lassen.¹¹ Während Bourdieu aber auf strikt klasentheoretischem Hintergrund forschte und argumentierte,

spüren wir den Regeln, Motiven und Ausdrucksformen sozialästhetischer Segmentierung auf Milieubene nach. Wir können im vorliegenden Beitrag nicht ausführlich auf diesen zentralen Aspekt der Milieuforschung eingehen, haben in Abbildung 3 aber Beispiele milieutypischer alltagsästhetischer Inszenierungen aus europäischen Milieuwelten zu einer Collage zusammengefügt.

Man erkennt ohne weiteres die von Einkommen und Bildung beeinflussten (vertikalen) Unterschiede zwischen Milieus im unteren Teil der Collage und jenen in der Mitte und im oberen Teil. Spannender – und für die Milieuforschung erkenntnisleitender – sind aber die unterschiedlichen Inszenierungen auf horizontaler Ebene, also zwischen Milieus, die hinsichtlich ihres Sozialstatus ähnlich sind, keineswegs aber hinsichtlich ihrer alltagsästhetischen Motive und Ausdrucksformen. Im oberen Teil der Milieulandschaft reicht die Bandbreite vom Louis XV-Salon einer Angehörigen der „Grande Bourgeoisie Traditionelle“ (dem französischen Upper Conservative Milieu) im 16. Pariser Arrondissement (oben links), über die aufstiegsorientierte Outfit-inszenierung einiger Damen beim jährlichen „White Turf“ in St. Moritz, bis hin zu jener für europäische Upper Liberal Milieus so typischen Bücherwanddekoration (lässig gestaltete Unordnung teilt mit, dass die Bibliothek „lebt“) und einem im milieutypisch ironisch-distanzierten Modus gestalteten postmodernen „Hausaltar“. Aber auch im (vertikal gesehen) mittleren Teil der Collage, also in der Welt der europäischen Mittelschichtmilieus (wie auch ganz unten), erkennt man, je nach Milieusegment, manifeste alltagsästhetische Unterschiede.

Europa 2015

Vergleicht man das ursprüngliche Milieumodell von 1980 mit der heutigen europäischen Milieulandkarte, so fallen – über die Binnenveränderung von Wertorientierungen und Lebensstilen innerhalb der Sozialen Milieus, auf die wir hier nicht näher eingehen können, hinaus – mehrere epochale Entwicklungslinien ins Auge, darunter die wichtigsten:

- Ausdifferenzierung neuer Mittelschichtmilieus;
- Entstehung postmoderner Milieus als Ausdruck und Ergebnis von Veränderungen, die wir als „Postmodernisierung der Alltagswelt“ bezeichnen;
- Aufspaltung des einst eher schichtübergreifenden Segments der „Hedonistischen Milieus“ in ein Milieusegment im unteren sozialen Drittel („Counter Culture“) und in „Postmoderne Milieus“ in der oberen Mittelschicht/Oberschicht;
- Wachsende soziale und alltagskulturelle Polarisierung innerhalb der europäischen Milieulandschaft (die „Underprivileged Milieus“ bilden heute beispielsweise das zahlenmäßig stärkste Milieusegment in Europa).

Man kann den Prozess der alltagsweltlichen Postmodernisierung – Rolf Frankenberger kennzeichnet ihn als „Enttraditionalisierung, Individualisierung, Pluralisierung, Subjektivierung und Ästhetisierung individueller Lebenszusammenhänge (verbunden mit) der Entgrenzung von Raum und Zeit“¹² – und die zunehmende soziale und alltagskulturelle Polarisierung wohl als (mitentscheidende Determinanten der gegenwärtigen gesellschaftlichen Veränderungen auf dem Kontinent verstehen.

Zum besseren Verständnis nachfolgend stichwortartig die Schlüsselmerkmale der europäischen Milieusegmente:

Upper Conservative Milieus

- Konservativ (hinsichtlich Wertorientierungen und Lebensführung) orientierte Elitemilieus (nicht selten: „Old Money“);
- die 50+ Generation ist ebenso überrepräsentiert wie höhere Bildungsabschlüsse und hohe bis höchste Einkommen;
- wichtig sind ihnen beruflicher und materieller Erfolg, Leistung, Vermögen, finanzielle Unabhängigkeit, ein distinguisierter Lebensstil, gute Umgangsformen, Understatement und Diskretion.

Traditional Mainstream

- Mittelschichtmilieus mit ausgeprägt traditionellen Werten, ästhetischen Vorlieben, Moralvorstellungen und

gesellschaftlichen – vorwiegend in Italien und Spanien auch religiösen – Konventionen;

- typischerweise Menschen 60+ („Empty Nesters“), verheiratet oder verwitwet mit niedrigen bis mittleren Bildungsabschlüssen und mittleren Einkommen;
- wichtig sind ihnen ein „bürgerlicher“ Lebensrahmen, Familienwerte, soziale und finanzielle Sicherheit (die in ihren Augen zunehmend bedroht ist).

Traditional Blue Collar Milieus

- Häufig noch in den Werte- und Stilwelten der „alten“ Industriegesellschaften verwurzelte Arbeitermilieus mit niedriger Formalbildung und eher geringen Einkommen;
- in den letzten Jahren nicht selten sinkende Kaufkraft;
- verbreitete Unzufriedenheit mit einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung, die sie „zurücklässt“;
- wichtig: ein zufrieden stellender Lebensstandard, Solidarwerte, soziale Sicherheit und Integration (anerkannt sein bei Freunden, Kollegen, Nachbarn).

Underprivileged Milieus

- Wirtschaftlich und sozial zumeist in prekären Verhältnissen lebende Milieus, deren Angehörige am Arbeitsmarkt gegenwärtig nur geringe Chancen haben;
- überwiegend geringe Formalbildung (viele „Ungelernte“), Arbeitslosigkeit oder ungeregelter Jobs, sehr geringe Einkommen;
- wichtig: sozial und wirtschaftlich „überleben“, den Konsumstandard halten oder verbessern (der in den Aufstiegsorientierten Milieus gepflegte Lebens- und Konsumstil als Vorbild), eine bessere Zukunft für die Kinder.

Social Climber Milieus

- Typisch: „New Money“ oder der Wunsch, es möglichst schnell zu verdienen;



**Abbildung 3: SIGMA-Milieus in Europa:
Alltagsästhetische
Inszenierungen**

- prestige- und statusorientierte Lebensstile, der Besitz von Luxusgütern und Luxusmarken als Maßstab des Erfolgs – man zeigt gerne, was man erreicht hat;
- breite Altersverteilung, mittlere, teilweise auch höhere Bildungsabschlüsse, überdurchschnittlich viele Freiberufler, Selbstständige, Manager und Unternehmer mit hohen, teilweise höchsten Einkommen;
- wichtig sind ihnen finanzieller Erfolg, Exklusivität, Luxuskonsum (der Lebensstil der „Schönen und Reichen“ als Vorbild), Besitz der neuesten technologischen Innovationen.

Conventional Modern Mainstream

- Die Moderne Mitte oder auch das „soziale Herz“ Europas: mittleres Alter, mittlere Bildungsabschlüsse und berufliche Positionen (Angestellte, Beamte, kleine Selbstständige), häufig Kinder im Haushalt;
- durch die krisenhafte wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre teilweise deutliche Kaufkraftverluste und sinkender Lebensstandard (in Deutschland in geringerem Maße);
- wichtig: gutes Auskommen, glückliches Familienleben (ideal erweise „gender equality“), gemeinschaftsorientierter Lebensstil, aber auch: Verwirklichung von Ich-Ansprüchen (Konsum, Freizeit, usw.).

Progressive Modern Mainstream

- Insgesamt etwas jünger und höher gebildet als die Angehörigen des Conventional Modern Mainstream;
- vielfach in modernen High-Tech-Berufen (IT, moderne Dienstleistungen, usw.);
- hinsichtlich Lebensstil und alltagsästhetischen Vorlieben Orientierung an postmodernen Werten und Konsummustern (z.B. Intensivnutzer neuer Technologien und sozialer Netzwerke);
- wichtig: Ausgleich zwischen Karriere- und Ich-Ansprüchen („work-life-balance“), Outdoor-Lebensstil, kommunikativ vernetzt sein, individualisierter Trendkonsum ohne aufstiegsorientierte Verkrampfungen.

Upper Liberal Milieus

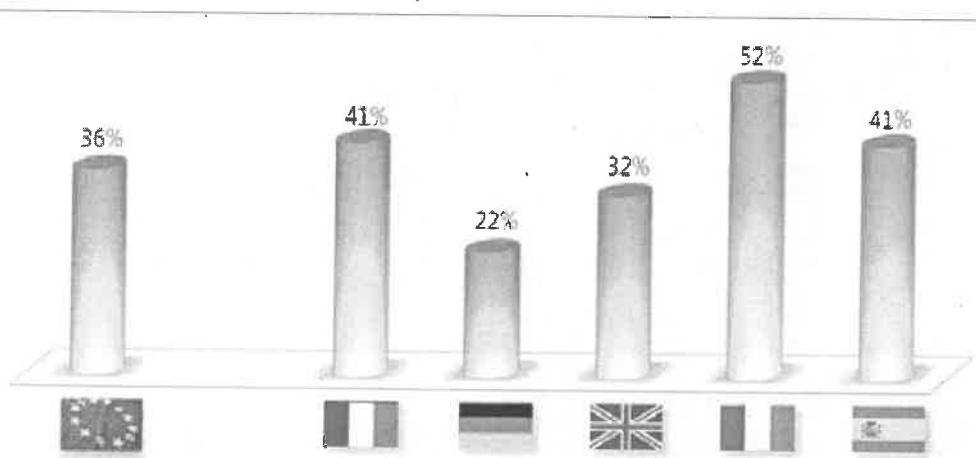
- Kosmopolitisch orientierte Bildungs- und Funktionseliten mit ausgeprägt liberalen (in mediterranen Ländern: laizistischen) Wertorientierungen;
- breites Altersspektrum, die 50- bis 60-Jährigen sind jedoch bereits leicht überrepräsentiert, zumeist höhere Einkommen;
- vielfach akademischer Hintergrund und Berufe, überdurchschnittlich viele Studenten;
- wichtig: ein sinnstiftender Beruf, Bildung/Kunst/Kultur, zunehmend: nachhaltiger Lebensstil/Konsum, „epikuräische“ Lebenskunst, humanistische Werte, Toleranz (Offenheit für andere Menschen, Kulturen, alternative Lebensstile, usw.).

Socio-Critical Milieus

- Sozialkritisch, zumeist „links“ eingestellte Milieus mit einer Mischung aus traditionell postmaterialistischen, kommunalen, „grünen“ und neo-antikapitalistischen Überzeugungen;
- nahezu alle Altersgruppen; überdurchschnittlich häufig (aber keinesfalls ausschließlich) akademische Bildung (Lehrer, Ärzte, Journalisten, Sozialberufe, Studenten, usw.);
- nicht selten in Nichtregierungsorganisationen aktiv (z.B. Greenpeace, Attac, Ärzte ohne Grenzen, usw.);
- wichtig: Selbstentfaltung, politisch-gesellschaftliches Engagement, ökologisch-nachhaltiger Konsum, Durchsetzung (globaler) sozialer Gerechtigkeit und Menschenrechte.

Counter Culture

- Jugend- teilweise subkulturell geprägte Unterschichtmilieus mit „unkonventionellen“, nicht selten ausgeprägt hedonistischen Lebensstilen;
- Altersschwerpunkt bis ca. 40 Jahre, überwiegend niedrige Bildungsabschlüsse und/oder ohne Berufsausbildung;
- mit Schwerpunkt in Frankreich, Italien und Spanien sehr hoher Anteil an jungen Arbeitslosen/Drop-outs;
- wichtig: die eigene Peer-Group, Fun-Konsum, „way cool“-Lebensstil, Smartphone, Trend-Outfit (den man sich häufig kaum noch leisten kann).



Basis: Wohnbevölkerung 16+, N=15.708, Feldzeit: April – Mai 2015, Frage: „Geht es Ihnen / Ihrer Familie heute finanziell besser, schlechter oder ungefähr genauso wie vor einem Jahr?“. Prozentwerte für top-box („wesentlich schlechter“) + 2nd. box („schlechter, etwas schlechter“) einer 5-stufigen Likert-Antwortskala; der EU-Wert von 36% bezieht sich auf die dargestellten EU-Länder

Quelle: SIGMA

Abbildung 4:
SIGMA-Milieus in Europa
2015: Persönliche/familiäre finanzielle Lage
„schlechter als vor einem Jahr“

Postmodern Milieus

- Junge (Altersschwerpunkt unter 35) Lebensstilavantgarden, die häufig die „angesagten“ Viertel europäischer Metropolen bevölkern;
- überwiegend akademisch ausgebildet und häufig in so genannten „kreativen“ Berufen zu finden, überdurchschnittlich viele Studenten;
- subjektivistische Lebensphilosophie (der Einzelne als Ingenieur seines persönlichen Universums), neuerdings aber Abschwächung der früheren postmodernen „I-am-me“-Lebensphilosophie;
- Konsum-Trendsetter (neue Technologien, Body-Styles, Outfit, Marken, „Leben im Netz“, usw.);
- wichtig: Beruf und Karriere, Selbstbestimmung, Kreativität, personalisierter, zunehmend „grüner“ Konsum.

Das SIGMA-Institut setzt den Milieuansatz in einem weltweiten jährlichen Forschungsprogramm vorwiegend für die Milieusegmentierung großer Märkte aber auch für die Beobachtung gesellschaftlicher Trends („trend-tracking“) ein, mittels bevölkerungsrepräsentativer Stichproben in den großen Ländern der EU, darüber hinaus in China, Japan, den USA, usw. So liegen auch für 2015 milieusegmentierte Datensätze zur Entwicklung gesellschaftlicher Trends in Europa vor. Anhand zweier aktueller Themen, der Herausbildung spezifischer sozialer Ungleichheiten und der Virulenz kultureller Ängste, lässt sich (abschließend) beispielhaft darstellen, welchen Beitrag die Milieuforschung zum Verständnis sozialer und alltagskultureller Veränderungsprozesse leisten kann.

Soziale Ungleichheiten

Das SIGMA-Forschungsprogramm erhebt nicht nur Daten zur aktuellen Höhe des Familieneinkommens oder des so genannten „frei verfügbaren Einkommens“ nach Abzug aller Steuern, Abgaben und regelmäßigen Zahlungen, sondern erfragt auch die Veränderungen der persönlichen/familiären finanziellen Lage im Zeitverlauf, u. a. mittels fol-

SOZIALE MILIEUS IN EUROPA: EINE SOZIOKULTURELLE LÄNDKARTE

gender Fragestellung: „Geht es Ihnen und Ihrer Familie heute finanziell besser, schlechter oder ungefähr genauso wie vor einem Jahr?“ Abbildung 4 zeigt die Ergebnisse auf nationaler Ebene für jedes der fünf großen (westeuropäischen Länder Frankreich, Deutschland, Großbritannien, Italien, Spanien und für alle fünf Länder zusammengenommen (EU5), Abbildung 5 für die europäischen Milieusegmente.

Die Länderunterschiede fallen recht deutlich aus und werfen ein Licht auf die Disparitäten der sozioökonomischen Entwicklung zwischen den großen (westeuropäischen) Nationen. Der Anteil jener, die eine Verschlechterung ihrer finanziellen Lage beklagen, fiel vor gerade einmal einem Jahr in Italien mehr als doppelt so hoch aus wie in Deutschland, in Frankreich und Spanien annähernd doppelt so hoch. Auch auf Milieubene zeigen sich massive Unterschiede, zunächst zwischen den Milieus im „oberen“ und „unteren“ Teil der Milieulandkarte, was zu erwarten war. Während von den Angehörigen der europäischen „Underprivileged Milieus“ mehr als die Hälfte (55%) angeben, dass sich ihre finanzielle Lage verschlechtert hat, sind es bei den „Upper Conservative Milieus“ „lediglich“ 21 Prozent. Dies bedeutet, dass Letztere selbst in den mediterranen Krisenländern von Einkommensverlusten in wesentlich geringerem Maße betroffen sind, als andere Milieusegmente.

Jenseits des Oben-Unten-Schemas offenbart der Milieuansatz aber auch sozioökonomische Disparitäten zwischen – hinsichtlich ihrer Schichtzugehörigkeit – vergleichbaren Milieusegmenten, z. B. zwischen den Mittelschichtmilieus „Conventional Modern Mainstream“ („verschlechtert“: 38%) und dem „Progressive Modern Mainstream“ („verschlechtert“: 29%), oder zwischen den „Social Climber Milieus“ („verschlechtert“: 23%) und den „Socio-Criticals“ („verschlechtert“: 37%). Verantwortlich sind dafür eine Reihe subjektiver Lagemerkmale, z. B. Bildungsgrad und Berufswahl,

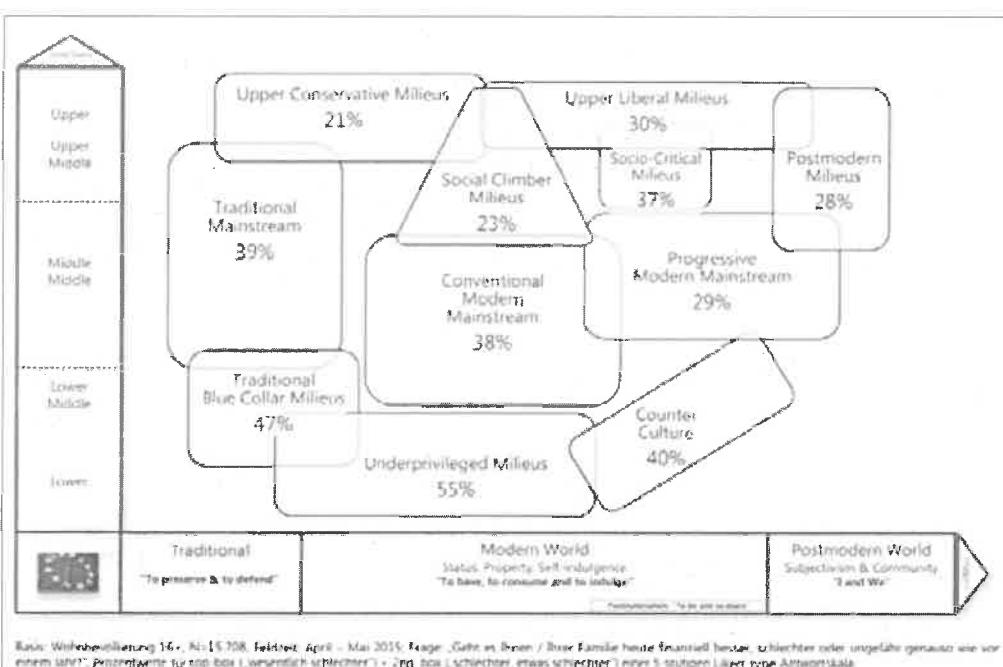
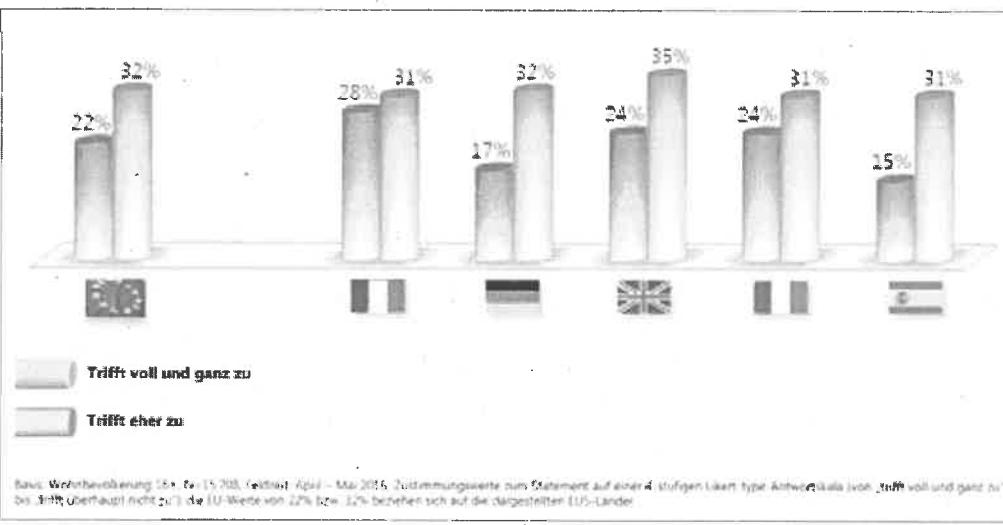


Abbildung 5:
**SIGMA-Milieus in Europa
2015: Persönliche/fami-
liäre finanzielle Lage
„schlechter als vor
einem Jahr“**

Quelle: SIGMA



Quelle: SIGMA

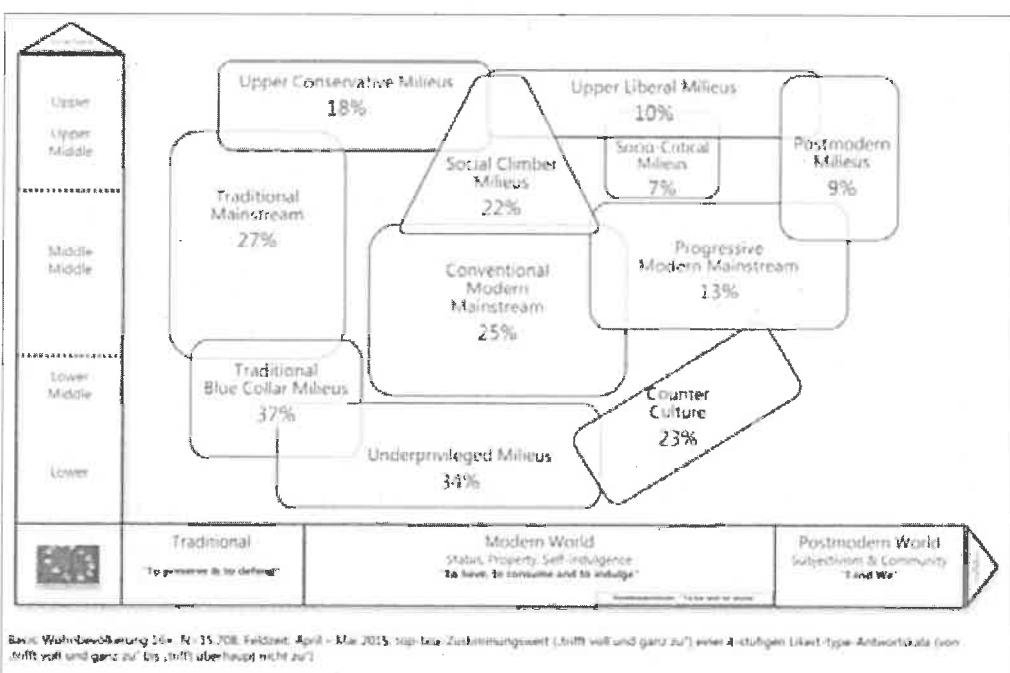
aber zweifellos auch milieutypische Wertorientierungen, die die Lebensführung des Einzelnen beeinflussen.

Kulturelle Ängste

Abbildungen 6 und 7 geben die Zustimmungswerte zu einem Statement aus dem SIGMA-Trend-Inventar wieder, mit welchem regelmäßig die Entwicklung zahlreicher gesellschaftlicher Trends gemessen werden (z.B. Akzeptanz neuer Technologien, Umwelteinstellungen, soziale Abstiegsängste, Einstellungen zur „Sharing Economy“, usw.). So beobachten wir auch Einstellungen zum Thema „Globalisierung“ und u.a. damit verbundene soziale und kulturelle Ängste.

Für die Beurteilung der Zustimmungswerte nicht unwichtig ist der Erhebungszeitraum April und Mai 2015, d.h. die Daten wurden noch vor Einsetzen der großen Flüchtlingsströme im Sommer dieses Jahres erhoben. Auf Länderebene fällt zunächst auf, dass Deutschland und Spanien bei der Top-Box-Zustimmung („trifft ganz genau zu“) deutlich geringere Zustimmungswerte aufweisen als die übrigen drei Länder, bei der Antwortkategorie „trifft eher zu“ aber „aufschließen“; hier liegen die Prozentwerte für alle fünf Nationen nahe beieinander.

Verglichen mit den oben berichteten Daten zur Entwicklung der Einkommenssituation liegen die Werte zwischen den Milieugruppen, wie man sieht, sehr viel weiter auseinander, d.h. die Gesamtvarianz ist vergleichsweise hoch. Die Spannweite reicht von 37 Prozent „trifft voll und ganz zu“ bei den Traditionellen Arbeitermilieus („Traditional Blue Collar Milieus“) bis zu sieben Prozent bei den vorwiegend sozialökologisch orientierten „Socio-Critics“. Spannender sind jedoch die Unterschiede auf der Ebene der Mittelschichtmilieus. Während in den Milieus des „Conventional Modern Mainstream“ jeder/jede Vierte (25%) sich voll und ganz davon überzeugt zeigt, dass „Die Welt ohne Grenzen zu einer Bedrohung für uns



Quelle: SIGMA

alle“ geworden ist, sind es im Nachbarmilieu des sich eher an postmodernen Werten orientierenden „Progressive Modern Mainstream“ nur etwas mehr als jeder/jede Zehnte (13%).

Es gibt, wie wir sehen, zahlreiche empirische Befunde, die belegen, dass lebensweltliche Segmentierungsmodelle, die, wie der Milieuaufwand, sozioökonomische und soziokulturelle Merkmale, die alltagsästhetischen eingeschlossen, miteinander verbinden, insgesamt erklärungskräftiger sind als reine schicht-oder klassenanalytische Modelle, wenn es darum geht, Strukturen und Entwicklungslinien von Gesellschaften zu verstehen und zu deuten.

SOZIALE MILIEUS IN EUROPA: EINE SOZIOKULTURELLE LANDKARTE

Flaig/Thomas Meyer/Jörg Ueltzhöffer (1993): Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation. Bonn, S. 75 ff.; Jörg Ueltzhöffer: Europa auf dem Weg in die Postmoderne. Transnationale soziale Milieus und gesellschaftliche Spannungslinien in der Europäischen Union. In: Wolfgang Merkel/Andreas Busch (Hrsg.), (1999): Demokratie in Ost und West. Für Klaus von Beyme. Frankfurt am Main, S. 624–652.

11 Pierre Bourdieu (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.

12 Rolf Frankenberger/Gerd Meyer (2008): Postmoderne und Persönlichkeit. Theorie – Empirie – Perspektiven. Baden-Baden, S. 75.

ANMERKUNGEN

- 1 Für Sozial- und Politikwissenschaftler besonders interessant sind die Weltkarten von Daniel Dorling, Mark Newman und Anna Borford (2008): *The Atlas of the Real World: Mapping the way we live*. London.
- 2 Vgl. beispielsweise die Aufsätze der beiden Autoren in diesem Heft. Zusammenfassend auch Steffen Mau (2014): Die Mittelschicht – das unbekannte Wesen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 49/2014, S. 3–10; insbesondere S. 4 ff.
- 3 Arnold Mitchell (1983): *The Nine American Lifestyles*. New York.
- 4 Gerhard Schulze (1992): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursociologie der Gegenwart*. Frankfurt am Main.
- 5 Der Begriff der „Alltagswelt“ als sozialphilosophische und soziologische Kategorie geht zurück auf den Versuch Edmund Husserls und seines Schülers Alfred Schütz, dem (naiven) Objektivismus der positivistischen Wissenschaften eine phänomenologisch-subjektivistische Analyse von Sinnkonstitution gegenüberzustellen.
- 6 Vgl. Jörg Ueltzhöffer/Bodo Flaig (1980): *Lebensweltonalyse. Explorations zum Alltagsbewusstsein und Alltagshandeln*. Projektbericht, masch., Januar 1980.
- 7 Die Zuordnung zu einem bestimmten Sozialen Milieu erfolgt clusteranalytisch auf der Grundlage des subjektiven Antwortprofils jedes Befragten, das auf Länderebene mit Hilfe landesspezifischer Statementbatterien von jeweils ca. 50 Likert-Type-Items, die unterschiedliche Muster der Wertorientierungen und des Lebensstils skizzieren, ermittelt wird.
- 8 Norbert Homma/Jörg Ueltzhöffer (1990): *The Internationalization of Everyday-Life-Research: Markets and Milieus*. In: *Marketing and Research Today, Journal of the European Society for Opinion and Marketing Research*, 4/1990, S. 197–207.
- 9 Vgl. Carsten Ascheberg (2006): *Milieuforschung und Transnationales Zielgruppenmarketing*. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 44–46/2006, S. 18–25; hier S. 23 ff.; abrufbar unter URL: www.sigma-online.com/de/Home/Artikel_CA_APuZ_2006.pdf [05.04.2016].
- 10 Vgl. Rolf Frankenberger/Gerd Meyer (2008): *Postmoderne und Persönlichkeit. Theorie – Empirie – Perspektiven*. Baden-Baden, S. 45 ff.; Bodo



UNSER AUTOR

Jörg Ueltzhöffer ist Geschäftsführender Gesellschafter des SIGMA-Instituts. Nach dem Studium von Politikwissenschaft, Geschichte, Germanistik und Staatsrecht war er Assistent Klaus von Beymes. Danach folgten Lehr- und Forschungstätigkeiten an den Universitäten Tübingen, Heidelberg und Stanford. 1980–1988 war er Mitglied des Landtags von Baden-Württemberg. 1980 entwickelte Jörg Ueltzhöffer gemeinsam mit Bodo Flaig das „Modell der Sozialen Milieus“. 1990 erfolgte zusammen mit Carsten Ascheberg die Gründung des SIGMA-Instituts und 1998 der SIGMA-Gesellschaft für Internationale Marktforschung und Beratung. SIGMA hat die Milieuforschung über Deutschland hinaus in den wichtigsten globalen Märkten etabliert. Heute nutzen zahlreiche international operierende Hersteller SIGMA-Milieumodelle auf allen Kontinenten.

IMPRESSUM

Die Zeitschrift „Der Bürger im Staat“ wird herausgegeben von der LANDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG Baden-Württemberg.
Direktor der Landeszentrale: Lothar Frick

Redaktion: Prof. Siegfried Frech, Staffenbergstraße 38, 70184 Stuttgart, Telefax (07 11) 16 40 99-77

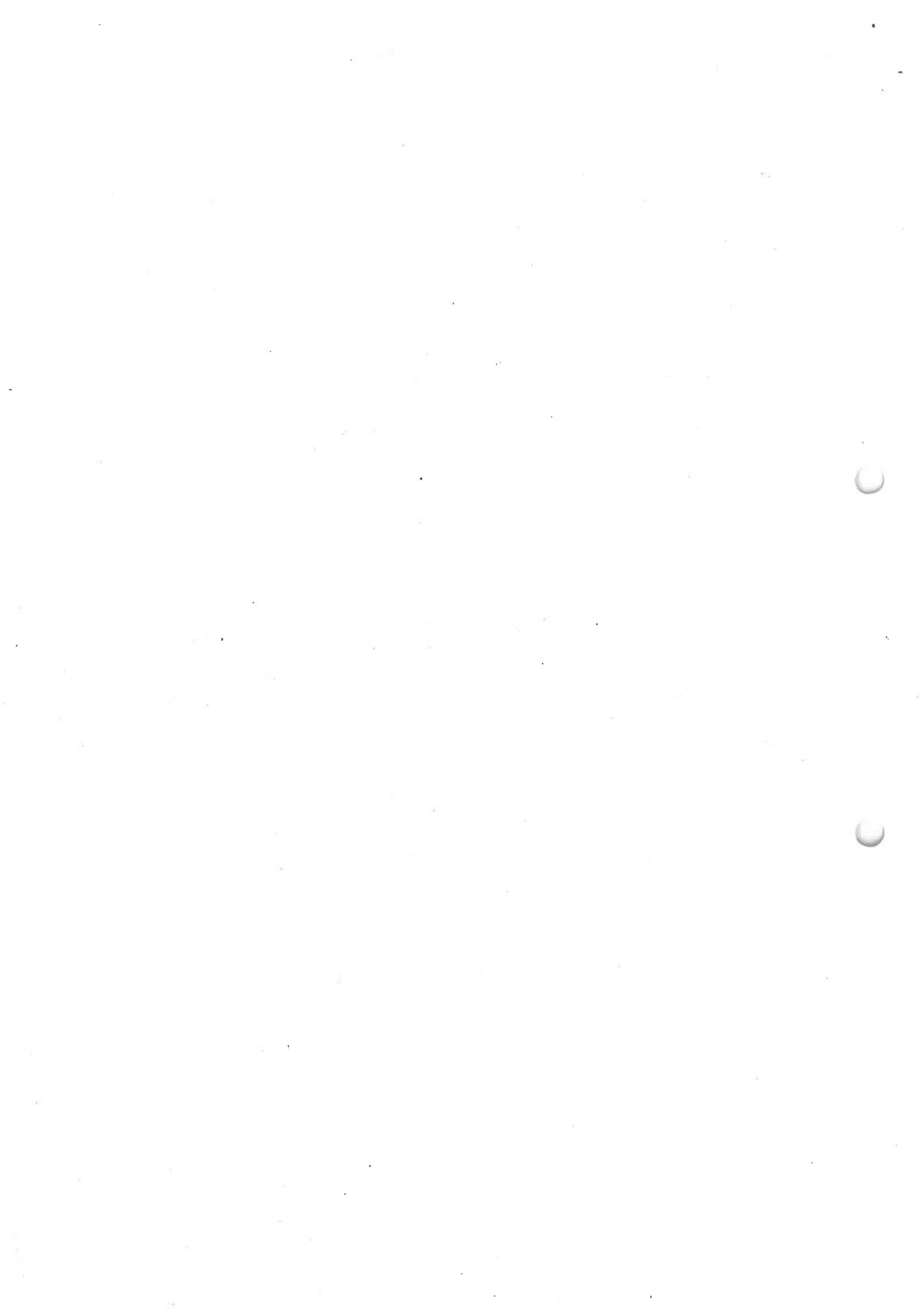
Herstellung: Schwabenverlag Media der Schwabenverlag AG, Senefelderstraße 12, 73760 Ostfildern (Ruit),
Telefon (07 11) 44 06-0, Telefax (07 11) 44 06-174

Vertrieb: Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm,
Telefon (07 31) 94 57-0, Telefax (07 31) 94 57-224, E-Mail: www.suedvg.de

Preis der Einzelnummer: EUR 3,33, Jahresabonnement EUR 12,80 Abbuchung.

Die namentlich gezeichneten Artikel stellen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion dar. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Haftung.

Nachdruck oder Vervielfältigung auf Papier und elektronischen Datenträgern sowie Einspeisung in Datennetze nur mit Genehmigung der Redaktion.



Markus

Lebenslagen



Wissenschaftszentrum Berlin
für Sozialforschung



Marcel Helbig und Tatiana Morar

Warum Lehrkräfte sozial ungleich bewerten
Ein Plädoyer für die Etablierung tertiärer
Herkunftseffekte im
werterwartungstheoretischen Standardmodell der
Bildungsforschung

Discussion Paper

P 2017-005

Oktober 2017

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung
Projektgruppe der Präsidentin

Das Urheberrecht liegt beim Autor.

Discussion Papers des WZB dienen der Verbreitung von Forschungsergebnissen aus laufenden Arbeiten im Vorfeld einer späteren Publikation. Sie sollen den Ideenaustausch und die akademische Debatte befördern. Die Zugänglichmachung von Forschungsergebnissen in einem WZB Discussion Paper ist nicht gleichzusetzen mit deren endgültiger Veröffentlichung und steht der Publikation an anderem Ort und in anderer Form ausdrücklich nicht entgegen. Discussion Papers, die vom WZB herausgegeben werden, geben die Ansichten des jeweiligen Autors wieder und nicht die der gesamten Institution WZB.

Marcel Helbig und Tatiana Morar

**Warum Lehrkräfte sozial ungleich bewerten. Ein Plädoyer für
die Etablierung tertiärer Herkunftseffekte im
Werterwartungstheoretischen Standardmodell der
Bildungsforschung**

Discussion Paper P 2017–005

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (2017)

Warum Lehrkräfte sozial ungleich bewerten. Ein Plädoyer für die Etablierung tertiärer Herkunftseffekte im werterwartungstheoretischen Standardmodell der Bildungsforschung

von Marcel Helbig und Tatiana Morar

Zusammenfassung

Im werterwartungstheoretischen Standardmodell wird angenommen, dass Bildungswege das Resultat von kognitiven Kompetenzen (primäre Effekte) und Bildungsentscheidungen (sekundäre Effekte) sind. Wir argumentieren im vorliegenden Beitrag, dass die Notengebung in diesem Modell bisher zu wenig Beachtung erfuhr. Wir plädieren zum einem für eine Erweiterung des Modells um den Bereich der sozial ungleichen psychosozialen Kompetenzen, als eine Ergänzung der primären Effekte und eine Ergänzung um die sozial ungleiche Bewertung der Lehrkräfte als tertiäre Effekte. Empirisch können wir zeigen, dass die psychosozialen Kompetenzen von Schülern zwar wichtig für die Notenvergabe sind, soziale Ungleichheiten jedoch nicht erklären können. Auf der anderen Seite zeigt sich, dass soziale Unterschiede der Benotung fast vollständig über kognitive, psychosoziale und ressourcenbezogene tertiäre Effekte erklärt werden können. Des Weiteren finden wir empirische Hinweise darauf, dass das Ausmaß tertiärer Effekte im Zusammenhang mit der Ausgestaltung von Bildungsinstitutionen steht. Ferner bleibt festzuhalten, dass Lehrer anscheinend nicht bewusst sozial ungleich bewerten, sondern weil sie denken, dass Schüler aus höheren Schichten begabter sind, sich mehr anstrengen und mehr Unterstützung von zu Hause erfahren. Wie es genau zu dieser verzerrten Wahrnehmung kommt, ist eine wichtige Frage für zukünftige Forschung.

Schlüsselwörter: Noten, Werterwartungstheorie, Bildungsinstitutionen, soziale Ungleichheit, Lehrkräfte

Einleitung

Der sozial ungleiche Bildungserfolg hängt vom Zusammenspiel primärer und sekundärer Herkunftseffekte an den Schwellen des Bildungssystems ab (Boudon 1974). Je nach Studie hat sich mal die Rolle von primären Effekten, mal die von sekundären Effekten empirisch als wichtiger erwiesen (s. u. a. Maaz und Nagy 2010; Neugebauer 2010). Einer der Gründe, warum sich das Ausmaß primärer und sekundärer Effekte, insbesondere sichtbar an den Bildungsübergängen, je nach Studie unterscheidet, liegt darin, wie vor allem primäre Effekte definiert bzw. operationalisiert werden. Boudon (1974: 28f.) definierte primäre Herkunftseffekte als kulturelle Ungleichheiten und nannte als ein Beispiel hierfür schulische Leistungen. Ob nun schulische Leistungen als schulische Kompetenzen, wie in PISA oder PIRLS gemessen, zu verstehen sind oder damit Schulnoten gemeint sind, ließ Boudon weitestgehend offen. Diese mangelnde Klarheit hat auch dazu geführt, dass in der Folge primäre Herkunftseffekte bzw. primäre Merkmale entweder als soziale Unterschiede in der Kompetenzentwicklung definiert wurden (z.B. Maaz und Nagy 2010), oder als Unterschiede in den Schulnoten (vielleicht auch in Ermangelung von Kompetenztests) gemessen wurden (Neugebauer 2010).

Was auch immer Boudon konkret vorschwebte, als er von kulturellen Ungleichheiten sprach, aus unserer Sicht wirft der Blick auf die primären Herkunftseffekte ein Schlaglicht auf soziale Ungleichheiten bei der Notengebung, die nicht allein über schulische Kompetenzen erklärt werden können. Diese sozialen Unterschiede zwischen Kompetenzen und Noten sind auch mit der Werterwartungstheorie bisher nicht vollständig vereinbar. Schüler erzielen aufgrund unterschiedlicher Anregungsmilieus sozial ungleiche Kompetenzen (primäre Effekte). Des Weiteren entscheiden sich Schüler bzw. Eltern an den Schwellen des Bildungssystems für bestimmte Bildungsgänge (sekundäre Effekte). Noten kann man nicht unter diesen Bildungsentscheidungen

fassen. Dementsprechend halten wir zur Beschreibung dieser Ungleichheit Begriffe wie z.B. „sekundäre Benotungseffekte“ (Maaz et al. 2011: 53) nur für sehr begrenzt zutreffend. Auch den primären Effekten kann man Schulnoten nicht so einfach zuordnen, weil mit ihnen mehr abgebildet wird als kognitive Kompetenzen.

Bei der Notengebung spielen zwei Akteure eine Rolle: der Schüler, der eine gewisse Leistung erbringt, und der Lehrer, der diese Leistung benotet. Aus unserer Sicht wird dabei die Bewertung des Lehrers, wenn sie sozial ungleich erfolgt, vorschnell als „unfair“ charakterisiert. Allzu oft wird diesbezüglich konstatiert, dass Schüler aus sozial weniger begünstigten Familien „bei gleichen Leistungen von den Lehrkräften schlechter bewertet werden“ (Maaz et al. 2011: 18) als Schüler aus sozial privilegierten Familien (Bos et al. 2004).

Wir wollen im vorliegenden Beitrag untersuchen, ob die schlechtere Benotung von Kindern aus sozial niedrigeren Schichten durch unterschiedliche Ausprägungen psychosozialer Merkmale im Vergleich zu denen von Kindern aus sozial höheren Schichten erklärt werden kann. Unter diesen Merkmalen verstehen wir psychosoziale Eigenschaften, die in der Psychologie zwar häufig als leistungsrelevant gekennzeichnet worden sind, die allerdings bisher unzureichend mit sozialen Schichtunterschieden in Zusammenhang gebracht wurden. Wir gehen davon aus, dass primäre Herkunftseffekte mit ihrer Verengung auf Kompetenztests unterspezifiziert werden.

Denn bei der Notenvergabe spielen nicht nur Kompetenztests eine Rolle, sondern auch psychosoziale Eigenschaften wie zum Beispiel Gewissenhaftigkeit oder Anstrengungsbereitschaft (Maaz et al. 2011). Wenn sich diese Merkmale in der Notenbewertung von Lehrkräften niederschlagen und soziale Ungleichheiten aufklären können, würde dies bedeuten, dass der Begriff der primären Herkunftseffekte erweitert werden müsste. Derartige Eigenschaften sind aus unserer Sicht nicht unbedingt Ausdruck einer ungerechten Bewertung, sondern hätten ihre Basis in einem sozial unterschiedlichen „Lern- und

Arbeitsverhalten“, welches auch ein Benotungskriterium ist. Falls die Notenunterschiede jedoch nicht substanzial über psychosoziale Eigenschaften der Schüler erklärt werden können, muss das werterwartungstheoretische „Standardmodell“ um den Begriff der tertiären Effekte erweitert werden. Hiermit bezeichnen wir die (sozial) ungleiche Bewertung von Schülern durch Lehrkräfte: Wenn die sozial ungleiche Notengebung weder auf kognitive noch auf psychosoziale Merkmale der Schüler zurückgeführt werden kann, sind diese Unterschiede nicht mit dem Begriff der primären Herkunftseffekte abgedeckt, ebenso wenig mit dem Begriff der sekundären Effekte. Wir schlagen deshalb den von einigen Autoren aus dem deutschsprachigem Raum in jüngster Zeit verwendeten Begriff der tertiären Effekte vor (Blossfeld et al. 2015; Esser 2016; Gresch 2012).

Theoretische Herleitung

In früh trennenden Schulsystemen wie dem deutschen sind Schulnoten ein weit wichtigeres Kriterium für den Bildungserfolg als in Ländern, die ihre Schüler erst spät auf verschiedene Schularten aufteilen oder ganz auf ein Tracking verzichten. Durch eine zusehends international ausgerichtete Schulforschung kommt der Forschung zu international vergleichbaren schulischen Kompetenzen eine immer wichtiger werdende Rolle zu. Allerdings erklären im deutschen Fall die Testleistungen in Lesen und Mathematik weit weniger Varianz als die Deutsch- und Mathematiknote (Bos et al. 2004: 203). Die Schulempfehlung wiederum bestimmt in hohem Maße darüber, auf welche Schulform ein Kind nach Abschluss der Grundschule wechselt. In einigen Bundesländern sind die Noten sogar das einzige Kriterium für die Schulempfehlung. Wie sich in der Diskussion über soziale Ungleichheiten der Benotung zeigt, sind sich verschiedene Bildungsforscher nicht einig darüber, wo man soziale Ungleichheiten der Benotung in gängigen theoretischen Modellen der

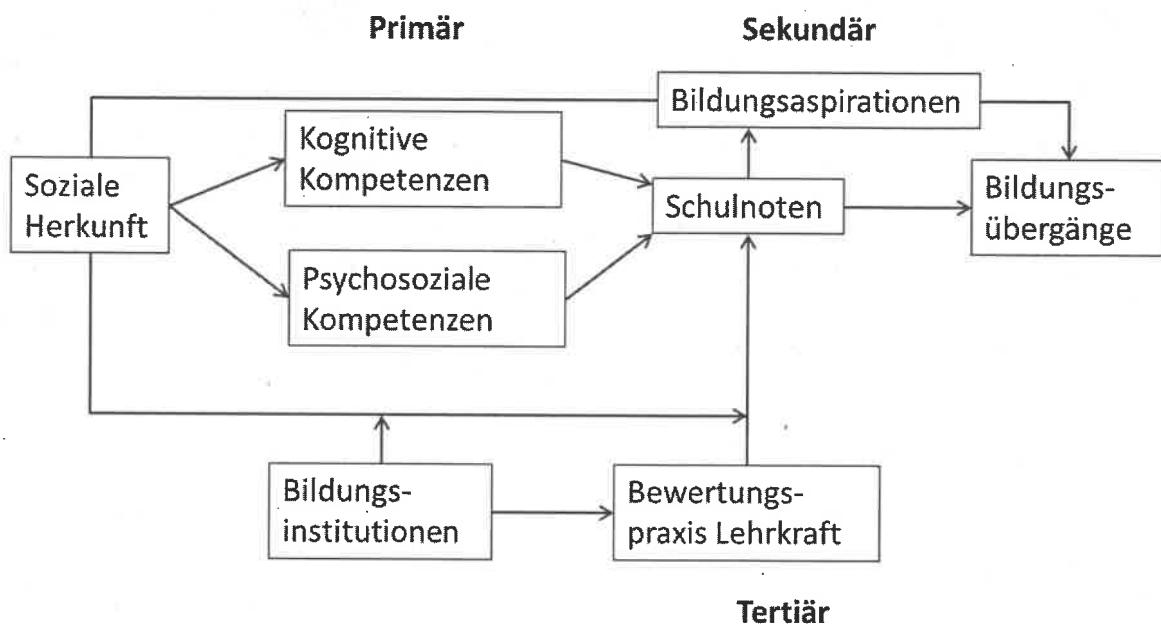
Werterwartungstheorie innerhalb primärer und sekundärer Effekte verorten kann. Maaz et al. (2011) sprechen zum Beispiel von einem sekundären Benotungseffekt. Andere Autoren haben für die sozial ungleiche Benotung den Begriff der tertiären Effekte eingeführt (Esser 2016; Gresch 2012). Die Etablierung eines neuen Begriffs folgt der Überlegung, dass neben individuellen Kompetenzen (Schüler) und Bildungsentscheidungen (Eltern und Schüler) ein dritter Akteur, der Lehrer, sozial ungleiche Bildungschancen über Noten und Schulempfehlungen vermittelt (tertiäre Effekte). Diese Modellerweiterung um die tertiäre Effektkomponente wird wiederum von anderen Autoren kritisiert (Diehl et al. 2016; Dollmann 2016), die darauf verweisen, dass sich Noten im bereits vorhandenen Konzept von primären und sekundären Effekten verorten lassen. So sind Noten aus dieser Perspektive ein Leistungsmerkmal, das wiederum auch Bildungsentscheidungen beeinflusst. Anders als bei Maaz et al. (2011) werden die Noten jedoch den primären, nicht den sekundären Effekten zugeordnet.

Eine aus unserer Sicht sehr zutreffende Erweiterung des Modells der primären und sekundären Effekte haben Blossfeld et al. (2015) vorgenommen. Sie nehmen zunächst einmal die wichtige konzeptionelle Trennung in schulrelevante kognitive und nicht-kognitive Kompetenzen vor. Wir werden an dieser Stelle den Begriff der psychosozialen Kompetenzen für nicht-kognitive Kompetenzen verwenden. Bei der Notenvergabe nehmen psychosoziale Kompetenzen eine wichtige, aber vernachlässigte Rolle ein. So beeinflusst beispielsweise die Anstrengungsbereitschaft die Noten ebenso stark wie die schulischen Kompetenzen im Lesen bzw. in Mathematik (Stubbe und Bos 2008). Blossfeld et al. (2015: 148) zählen als weitere für den Bildungserfolg (ohne dies direkt auf die Noten zu beziehen) wichtige Merkmale „metacompencies, selfconcept, self-direction, self-regulation, and social competences“ auf, die zudem durch die Bildung der Eltern beeinflusst werden.

Aus unserer Sicht ist die Rolle psychosozialer Kompetenzen bei der Notengebung in den letzten Jahren zunehmend aus dem Blickfeld geraten. Wie bereits angesprochen wird die sozial ungleiche Notengebung zudem mit Unfairnis Seitens der Lehrkräfte (zumindest implizit) gleichgesetzt. Lehrkräfte sollen demnach, bewusst oder unbewusst, Kinder aus niedrigeren Schichten schlechter bewerten als Kinder aus höheren Schichten. Blossfeld et al. (2015: 148) fassen die Gründe hierfür folgendermaßen zusammen: "(i) Teachers in general attest children from better-educated families more school adequate noncognitive skills [...]. Thus, as described by Bourdieu (1973), it seems that more highly educated parents equip their offspring with a better understanding of the school culture and the ability to act within it (cultural capital) as well as with the corresponding dispositions and perceptions (habitus). (ii) Teachers assume that better-educated parents are in general more able to provide support to their children, if necessary. So, they ascribe a higher success probability to these children's future school careers. And (iii) better-educated parents in general exert more pressure on teachers and educational institutions, if this should be necessary."

Gerade der erste Punkt, dass Lehrer die nicht-kognitiven Kompetenzen von Kindern sozial privilegierter Familien als höher wahrnehmen, wirft die Frage auf, ob psychosozial determinierte, primäre Effekte tatsächlich vom Lehrer nur so eingeschätzt werden und damit eigentlich tertiäre Effekte sind oder ob es sich um sozial ungleiche „objektive“ psychosoziale Kompetenzen handelt, die die sozial ungleiche Bewertung von Noten (teilweise) erklären können und damit den primären Effekten zu zuordnen sind (siehe Abb. 1).

Abbildung 1: Primäre, Sekundäre und Tertiäre Effekte am Bildungsübergang.



Quelle: Eigene erweiterte Darstellung in Anlehnung an Blossfeld et al. (2015).

Wir wollen uns bei unserer empirischen Analyse nicht der Frage zuwenden, welchen Einfluss primäre und sekundäre Effekte auf den Bildungsübergang haben, sondern wollen prüfen, ob die Lehrerurteile bei der Benotung sozial „ungerecht“ sind (tertiäre Effekte) oder ob sich sozial ungleiche Lehrerurteile auf „objektiv“ messbare psychosoziale Eigenschaften der Schüler (primäre Effekte) oder „subjektive“ Lehrerurteile (tertiäre Effekte) zurückführen lassen. Zunächst gehen wir in diesem Abschnitt darauf ein, welche psychosozialen Kompetenzen wir als wichtig für eine sozial ungleiche Notenvergabe erachten.

Welche psychosozialen Kompetenzen beeinflussen die Notenvergabe?

Persönlichkeitseigenschaften, das heißt die individuellen Unterschiede in Verhaltensmustern, Gedanken und Gefühlen variieren gemeinhin von Person zu Person und machen den Menschen, zu dem, was er ist (Cloninger 1998; Conley 1984). Verhaltensbiologen, Neurowissenschaftler, Psychologen und andere Sozialwissenschaftler widmen sich der Frage nach der Entstehung der

Persönlichkeit und erforschen im Speziellen, welche Anteile Umwelt- oder genetische Einflüsse zur Bildung der Persönlichkeit und des Temperaments (die entwicklungspsychologische Vorstufe der Persönlichkeit) beitragen. Insgesamt wird, sei es durch genetische Vererbung oder durch Umweltfaktoren bedingt, die Persönlichkeit eines Kindes durch die Eltern beeinflusst. Wenn man die individuellen Persönlichkeitsmerkmale unter dem durch Bourdieu (1987) geprägten Begriff des „Habitus“ fasst, dann ist auch davon auszugehen, dass diese Merkmale durch den sozioökonomischen Status der Eltern beeinflusst werden.¹

Aber welche Persönlichkeitseigenschaften beeinflussen die Notengebung und sind sozial ungleich verteilt? Wir wollen uns in diesem Beitrag auf den Locus of Control, die Selbstwirksamkeit, die Gewissenhaftigkeit, die Anstrengungsbereitschaft und das schulspezifische Selbstkonzept beziehen. Zu diesen lässt sich am klarsten eine Wichtigkeit für die Notengebung und eine soziale Abhängigkeit konstatieren.

Locus of Control: Dieses von Rotter (1966) geprägte Merkmal wird durch zwei Pole, die internale sowie die externe Kontrollüberzeugung, aufgespannt. Verfügt eine Person über eine generell interne Kontrollüberzeugung, fühlt sie sich selbst für die Konsequenzen ihres Handelns verantwortlich. Dagegen sind Personen mit einer generell externen Kontrollüberzeugung der Meinung, dass die Ursachen von Handlungsergebnissen außerhalb ihres Einflusses liegen und dass Zufall, Glück, Schicksal, Autoritäten oder allgemein andere Personen die Verantwortung für Handlungsergebnisse tragen. Eine Vielzahl von Studien und Metaanalysen weist einen positiven Einfluss einer internalen Kontrollüberzeugung auf die Schulnoten nach (Findley und Cooper 1983; Flouri 2006; Gifford et al. 2006). Eine der wenigen Zusammenhangsstudien kam darüber hinaus zu dem Ergebnis, dass ein höherer sozioökonomischer Status

¹ Wir wollen damit allerdings nicht sagen, dass man über die von uns verwendeten Persönlichkeitsmerkmale den Habitus von Kindern abbilden kann. Wir sehen nur eine gewisse konzeptuelle Nähe zwischen Habitus und individuellen Persönlichkeitsmerkmalen.

(SES) mit einer internalen Kontrollüberzeugung einhergeht (Maqsud und Rouhani 1991).

Selbstwirksamkeit: Der Psychologe und Lerntheoretiker Bandura (1997) prägte den Begriff der Selbstwirksamkeit, als er im Rahmen seiner Forschung zu Lerntheorie und Sozialkognition feststellte, dass persönliche Vorhersagen über die eigenen Erfolgsaussichten für das Lernen ausschlaggebend sind, weil sie Faktoren wie Motivation vor als auch während der Zielbearbeitung, Ehrgeiz, Zielverpflichtung sowie Durchhaltefähigkeit beeinflussen. Selbstwirksamkeit wird durch zwei Erwartungskomponenten, die Kompetenzerwartung sowie die Ergebniserwartung, bestimmt (Bandura 1997). Eine Handlung wird umso wahrscheinlicher ausgeführt, je kompetenter die Person sich einschätzt (Kompetenzerwartung) und je positiver sie das Ergebnis beurteilt (Ergebniserwartung). Die Selbstwirksamkeit beeinflusst ebenfalls die Schulnoten (Multon et al. 1991; Pajares und Johnson 1994). Zudem steigt die Selbstwirksamkeit mit steigender sozialer Schicht an (Boardman und Robert 2000).

Anstrengungsbereitschaft: Die Anstrengungsbereitschaft ist mit der Selbstwirksamkeit und der Motivation verwandt, da sie eine emotionale und motivationale Auswirkung dieser ist (Rauer und Schuck 2003). Anstrengungsbereitschaft erfasst im akademischen Kontext die Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen und Anforderungen in der Schule zu bewältigen, auch wenn diese besondere Bemühungen erfordern. Auf Grundlage der internationalen PIRLS-Befragung kamen Stubbe und Bos (2008) zu dem Ergebnis, dass die Anstrengungsbereitschaft einen deutlichen Einfluss auf die Schulnoten ausübt.

Gewissenhaftigkeit: Gewissenhaftigkeit, als eine Facette des BIG-Five Persönlichkeitsinventars wird umschrieben als ein Konstrukt „that defines socially prescribed impulse control that facilitates task- and goal-directed behavior, such as thinking before acting, delaying gratification, following norms

and rules, and planning, organizing and prioritizing tasks" (John et al. 2008). Später wurde die Gewissenhaftigkeit im NEO-PI-R Persönlichkeitsinventar (McCrae und Costa 1994) um fünf Subskalen ergänzt: competence, order, dutifulness, achievement striving, self-discipline und deliberation. Ein positiver und starker Zusammenhang zwischen Facetten der Gewissenhaftigkeit und den Schulnoten wurde in zahlreichen Studien aufgezeigt (Maaz et al. 2011; Poropat 2009). Der Zusammenhang zwischen Gewissenhaftigkeit sowie anderen Persönlichkeitseigenschaften und dem sozioökonomischen Status ist bislang noch unzureichend untersucht. Bestehende Studien können jedoch zeigen, dass Gewissenhaftigkeit (Jonassaint et al. 2011) und Konzentrationsvermögen als eine Facette von Gewissenhaftigkeit positiv mit dem SES zusammenhängen (Kaiser 2016).

Schulspezifisches Selbstkonzept: Zu den weiteren Persönlichkeitseigenschaften, welche die Schulnoten beeinflussen, gehört das schulische Selbstkonzept, welches das individuelle Lernverhalten und das Verhalten im Kontext der Schule (Köller et al. 2006) abbildet. Schüler nehmen zur leistungsbezogenen Identitätsfindung soziale, zeitliche und dimensionale Vergleiche vor, setzen beispielsweise ihre Leistung zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem Fach in Relation mit der Leistung anderer Klassenkameraden (sozialer Vergleich) oder vergleichen die eigene Leistung in einem Fach mit der Leistung in einem anderen (dimensionaler Vergleich). Das schulische Selbstkonzept steht dabei in einer Wechselbeziehung mit den Schulleistungen (Guay et al. 2003). Was den Zusammenhang zwischen dem SES und dem schulspezifischen Selbstkonzept betrifft, legen auch hier Studien einen sozialen Gradienten nahe, sodass ein hoher SES mit einem höherem schulspezifischen Selbstkonzept einhergeht (Awad 2007; Marsh 1984).

In seiner richtungsweisenden Theorie zur kulturellen Reproduktion postuliert Bourdieu (1987) die Übertragung kulturellen Kapitals von der Elterngeneration auf die nachfolgende. Das so erworbene inkorporierte kulturelle Kapital, was

sich eben nicht auf kognitive Kompetenzen verengen lässt, wird im Schulsystem verzerrt wahrgenommen bzw. besonders honoriert. Es wird dabei angenommen, dass vor allem das kulturelle Kapital, welches typischerweise in höheren Schichten erworben wird (z.B. durch Theaterbesuche, aber auch durch Sprachstile) durch die Lehrkräfte (die ebenfalls zu den kulturell höheren Schichten gehören) honoriert wird. Verfügt ein Schüler über eine große Menge inkorporierten kulturellen Kapitals, kann dies den Eindruck vermitteln, dass dieser über hohe akademische Fähigkeiten verfügt. In welchem Umfang ein Kind die erwarteten Kompetenzen tatsächlich besitzt, ist hierbei zweitrangig. Das inkorporierte Kulturkapital der Kinder (und damit verbundene Eigenschaften, attitudes, preferences, formal knowledge, behaviors, goods and credentials), das heißt der Habitus, ist als Medium zu verstehen, durch welches die Lehrenden darauf aufmerksam werden, dass ein Kind über bestimmte wichtige Kapitalien verfügt. Daraus resultiert eine bessere Behandlung durch den Unterrichtenden, aus welcher langfristig schulischer Erfolg hervorgeht (Jaeger und Breen 2016). Das inkorporierte kulturelle Kapital wird dadurch in der Notengebung aufgewertet, da die kulturellen Investitionen der Eltern bei einem Kind in den Augen der Lehrer eine akademische Überlegenheit ausstrahlen.

Dementsprechend ist auch davon auszugehen, dass Kinder aus höheren Schichten, die eher über einen für die Institution Schule passenden Kulturkapitalstock verfügen, aus Sicht der Lehrer als begabter und anstrengungsbereiter wahrgenommen werden als Kinder aus unteren Schichten. Dabei stellt sich die Frage, in welchem Umfang die sozial ungleiche Einschätzung der Lehrer mit tatsächlichen kognitiven Kompetenzen und psychosozialen Kompetenzen korrespondiert?

Insgesamt ergeben sich aus den bisherigen Ausführungen vier Hypothesen, die in diesem Beitrag untersucht werden sollen:

H1: Mit steigendem SES erhalten Schüler, bei gleichen Kompetenzen, bessere Noten.

H2: Schüler mit hohem SES erhalten deshalb bessere Noten, weil sie „objektiv“ bestimmte psychosoziale Kompetenzen aufweisen, die für die Notenvergabe positiv sind (primäre Effekte).

H3: Schüler mit hohem SES erhalten deshalb bessere Noten, weil ihre kognitiven und psychosozialen Kompetenzen durch die Lehrkräfte „subjektiv“ höher eingeschätzt werden (kognitive und psychosoziale tertiäre Effekte).

Ein Aspekt, der im deutschen Schulsystem bei der Notengebung etwas gewichtiger auftreten könnte als in anderen Ländern, ist die Frage, wie die Lehrer die Unterstützungspotenziale eines Schülers seitens der Eltern einschätzen. Können die Eltern dem Schüler auf einem anspruchsvollen Schulzweig Ressourcen zur Verfügung stellen, durch die dieser den Bildungsgang erfolgreich abschließt? Auch wenn dieses leistungsfremde Kriterium nicht in die Bewertung von Schülern eingehen sollte, so könnte die vor allem westdeutsche Kultur der Teilzeitschule, in welcher die höchstens teilzeitarbeitenden Mütter angehalten sind, ihre Zöglinge zu unterstützen, sich auch in der (übergangsrelevanten) Lehrerbewertung wiederfinden. Hiervon sollten vor allem Schüler höherer Schichten profitieren und die vierte Hypothese ist dementsprechend folgendermaßen zu formulieren:

H4: Schüler mit hohem SES erhalten deshalb bessere Noten, weil die Lehrkräfte die Unterstützung ihrer Eltern auf dem weiteren Bildungsweg höher einschätzen (ressourcenbezogene tertiäre Effekte).

Die Wichtigkeit von Noten für die Übergangsempfehlung der Grundschule unterscheidet sich in den deutschen Bundesländern insoweit, als dass in einigen Bundesländern die Übergangsempfehlung für die weiterführende Schule ausschließlich an die Noten gebunden ist (z. B. in Bayern), in anderen hingegen nicht (z. B. Hessen). Aus theoretischer Sicht sollten die Ressourcen der Eltern für die weiterführende Schule aus Lehrersicht nicht in die Noten, sondern eher in die Übergangsempfehlung eingehen. Wenn die Noten in einem Bundesland jedoch das einzige Kriterium für die Übergangsempfehlung darstellen, dann

sollte der Einfluss der elterlichen Ressourcen aus Lehrersicht nur in diesen Ländern einen Einfluss auf die Notenvergabe haben (H4a).

Daten und Operationalisierung

Ein Datensatz, in welchem einige psychosoziale Kompetenzen aus Schüler-, Eltern- und Lehrersicht erfasst werden, ist die BiKS Studie 8-14 ("Bildungsprozesse, Kompetenzentwicklung und Selektionsentscheidungen im Vorschul- und Schulalter"), die durch die Universität Bamberg zwischen 2005 und 2014 in bayrischen und hessischen Schulen für Dritt- bis Neuntklässler erhoben wurde (Artelt et al. 2013). Wir verwenden in unserer Studie die Daten der 3. Welle (Halbjahr 4. Klasse), da die Schüler hier kurz vor dem Übergang auf die weiterführenden Schulen standen. Für einige Angaben der Lehrer bzw. Eltern verwenden wir auch die 1. Welle der Befragung, da manche Informationen in der 3. Welle nicht abgefragt wurden. Zudem haben wir die deutsche Stichprobe aus TIMSS 2011 (Bos et al. 2015), den deutschlandweiten IQB-Ländervergleich (IQB-LV) 2011 (Stanat et al. 2014) und die Berliner ELEMENT-Studie der Jahre 2003-2005 (Lehmann 2008) für unsere Untersuchung herangezogen. Mit diesen Studien haben wir jeweils für Schüler, die sich kurz vor dem Übergang auf die weiterführenden Schulen befanden, untersucht, ob die von den Schülern wahrgenommenen psychosozialen Kompetenzen soziale Ungleichheiten bei der Notenvergabe aufklären können. Diese Datensätze enthalten weitere zentrale psychosoziale Kompetenzen, die für die Notengebung wichtig sind, aber teilweise in den BiKS-Daten nicht vorhanden sind. In TIMSS 2011 wurde die Anstrengungsbereitschaft, der Locus of control und das Durchsetzungsvermögen erhoben, im IQB-LV die soziale Integration, die Schulfreude und schulische Langeweile, in ELEMENT die Schulangst. Diese Daten haben wir genutzt, um auszuschließen, dass andere psychosoziale Kompetenzen, die nicht in BiKS vorhanden sind, soziale Unterschiede bei der Notenvergabe

beeinflussen können. Hierzu werden wir die Ergebnisse nur berichten, aber nicht darstellen. Die eben angeführten Merkmale in den Datensätzen sind zwar nicht vollständig deckungsgleich mit unseren theoretischen Ausführungen, dennoch handelt es sich bei diesen Merkmalen um persönlichkeitsnahe Konstrukte, die sowohl mit den Noten als auch mit SES variieren können.

In allen angeführten Studien haben wir als abhängige Variablen die *Noten in Deutsch, Mathematik und Sachkunde* (Halbjahr 4. Klasse) definiert. Diese haben wir umgekehrt codiert: Eine 1 (beste Note in Deutschland) entspricht einer 6, eine 6 (schlechteste Note in Deutschland) einer 1. Dies ist sinnvoll, damit hohe Werte gleichbedeutend mit guten Noten sind. Zudem haben wir eine Durchschnittsnote aus diesen drei Einzelnoten berechnet, die im Zentrum unserer Analysen stehen wird.

Die *soziale Herkunft* bilden wir über die Bildung der Eltern, den sozialen Status der Eltern und die Bücher im Haushalt ab. Die kognitiven Kompetenzen operationalisieren wir über die in der vierten Klasse gemessenen Summenwerte der Lesekompetenz, Rechtschreibkompetenz, des logisch-abstrakten Denkens, des Wortschatzes und der mathematischen Kompetenz.

Für die Einschätzung der psychosozialen Kompetenzen verwenden wir aus Schülersicht die Anstrengungsbereitschaft, das schulische Selbstkonzept und die Motivation, eine Unterfacette der Anstrengungsbereitschaft (McInerney und Ali 2006) für das jeweilige Fach. Eigenschaften, die wir aus Sicht der Eltern erheben, sind die Gewissenhaftigkeit des Kindes, das schulische Selbstkonzept und die Anstrengungsbereitschaft. Für die Anstrengungsbereitschaft aus Elternsicht verwenden wir zwei Items, da diese in einer Faktorenanalyse nicht auf einem einzelnen Faktor geladen haben. Aus Lehrersicht verwenden wir das Arbeitsverhalten des jeweiligen Schülers. Zudem benutzen wir Lehrerangaben, die darüber Aufschluss geben, für wie begabt er einen Schüler hält und wie er die elterliche Unterstützung des Schülers beurteilt. Die eben genannten Variablen wurden alle als additiver Index aus verschiedenen Items gebildet. Die

Items dieser Indizes wurden zuvor jeweils mit einer Faktorenanalyse (Varimax-Rotation) analysiert. Die einzelnen Items befinden sich in Tabelle A1 im Anhang. Hier findet sich auch die Codierung der restlichen Kontrollvariablen: Migrationshintergrund, Familiensprache, Geschlecht, Bundesland und Geburtsjahr.

Kritisch ist an dieser Stelle anzumerken, dass wir in Bezug auf die psychosozialen Kompetenzen der Schüler auf deren Einschätzung bzw. die Einschätzung der Eltern zurückgreifen müssen. Eine objektive Erfassung der psychosozialen Kompetenzen im streng psychologischen Sinne müsste entweder mittels Beobachtungsdesigns oder anhand elaborierter Befragungsinstrumente erfolgen. Beides ist ein ungeeignetes Vorgehen in einer quantitativ angelegten Schulstudie, die eher allgemeinere Ziele verfolgt.-

Methode

Wir haben die Daten der 1. und 3. Welle mittels des ado's „ice“ (Royston 2004) in Stata multipel zehnfach imputiert. Dabei haben wir nur die Schüler eingeschlossen, die in der 3. Welle einen gültigen Messzeitpunkt hatten. Hierbei ist anzumerken, dass die BiKS-Daten eine sehr hohe Datenqualität mit sehr wenigen Missings auf den uns interessierenden Variablen aufwiesen. Insgesamt konnten wir bei unseren Berechnungen auf 2032 Schüler zurückgreifen. Bei unseren Berechnungen führten wir eine lineare Mehrebenenanalyse durch, wobei Schulen die höhere Ebene darstellten. Um den relativen Einfluss der unabhängigen Variablen auf die Notenvergabe vergleichend bewerten zu können, haben wir alle Variablen (bis auf die Noten) zentriert und an der Standardabweichung normiert. Alle Koeffizienten sind folglich als die Veränderung in Standardabweichungen zu interpretieren und in ihrer Größe vergleichbar.

Ergebnisse

Wir gehen an dieser Stelle nur auf den Gesamtnotendurchschnitt aus der Deutsch-, Mathematik- und Sachkundenote ein. Die Ergebnisse für die einzelnen Noten befinden sich in den Tabellen A3-A5 im Anhang. Insgesamt ähneln sich die Ergebnisse für alle Noten und die hier dargestellte Gesamtnote. Ein wichtiger Unterschied zwischen den Modellen besteht darin, dass man die sozialen Unterschiede der Mathematik- und Sachkundenote vollständig aufklären kann, in Deutsch und beim hier präsentierten Gesamtnotendurchschnitt jedoch nicht. Wie Tabelle 1 zu entnehmen ist (M1), üben sowohl der soziale Status der Eltern (ISEI-Wert), die Bildung der Eltern sowie die Bücher im Haushalt einen Einfluss auf die Noten aus. Den stärksten Einfluss hat dabei die Bildung der Eltern. Kontrolliert man jedoch auf die kognitiven Kompetenzen der Kinder (M2) und damit auf die kognitiven primären Herkunftseffekte, geht der Einfluss der Herkunftsvariablen um etwas mehr als die Hälfte zurück. Allerdings haben alle Herkunftsvariablen weiterhin einen Einfluss auf die Notengebung. Kontrolliert man auf die psychosozialen Kompetenzen der Schüler, im vorliegenden Fall die Anstrengungsbereitschaft, das schulische Selbstkonzept und die Motivation für die Schulfächer, zeigen sich nur marginale Veränderungen bei den Effekten der Herkunftsvariablen (M3). Zudem erhalten Schüler nur mit höherer Motivation in Sachkunde und Mathematik bessere Schulnoten. Analog zu den Modellen 1 bis 3 haben wir auch die anderen Datensätze (siehe Operationalisierung) im Hinblick auf ein breiteres Spektrum psychosozialer Merkmale aus Schülersicht analysiert (nicht gezeigt). Zwar zeigte sich, dass die Anstrengungsbereitschaft, der Locus of control, das Durchsetzungsvermögen (TIMSS 2011), die soziale Integration sowie die Schulfreude (IQB-LV) positiv mit den Schulnoten zusammenhängen und schulische Langeweile (IQB-LV) sowie Schulangst (ELEMENT) negativ mit den Schulnoten korrelieren. Allerdings konnte wie auch bei den BiKS-Daten kein substantieller Beitrag zur Erklärung der Notenvergabe durch soziale Herkunftsunterschiede geleistet werden. Zum gleichen Ergebnis kamen auch

Maaz et al. (2011) bezüglich der Anstrengungsbereitschaft und der Gewissenhaftigkeit aus Schülersicht unter Verwendung der TIMSS-Übergangsstudie. Beide Konstrukte hatten einen positiven Einfluss auf die Noten, konnten soziale Ungleichheiten jedoch nicht erklären.

Anhand der BiKS-Daten in Modell 4 zeigt sich, dass die Einschätzung psychosozialer Kompetenzen aus Elternsicht einen deutlich höheren Erklärungsbeitrag für die Schulnoten liefert als dies aus Schülersicht festzustellen ist. Sowohl Gewissenhaftigkeit als auch Anstrengungsbereitschaft aus Elternsicht haben einen positiven Einfluss auf die Schulnoten der Kinder. Auch wenn der Koeffizient für den sozialen Status leicht kleiner wird, kann auch die Einschätzung psychosozialer Kompetenzen aus Elternsicht keinen Beitrag dazu leisten, soziale Unterschiede der Notenvergabe aufzuklären. Viel wichtiger ist hingegen, wie der Lehrer den Schüler einschätzt (M5). Sowohl die Begabung, vor allem aber auch das Arbeitsverhalten aus Lehrersicht leisten einen sehr großen Erklärungsbeitrag für die Notenvergabe. Zudem verringert sich der Einfluss der sozialen Herkunft auf die Notenvergabe deutlich; im Falle des sozialen Status und der Bücher im Haushalt ist deren Einfluss nur noch auf einem 90-Prozent-Signifikanzniveau feststellbar.

Des Weiteren wird der Einfluss der gemessenen Lesekompetenz, Rechtschreibkompetenz, des logisch-abstrakten Denkens, des Wortschatzes und der mathematischen Kompetenz auf die Noten erwartungsgemäß deutlich kleiner, bleibt aber in jedem Fall statistisch signifikant. Das heißt, dass die Einschätzung von Begabung und Arbeitsverhalten sich auch an den primären kognitiven Kompetenzen der Schüler orientiert.

Allerdings führt die Einschätzung von Begabung und Arbeitsverhalten aus Lehrersicht im Gegensatz zur Einschätzung aus Schüler- und Elternsicht auch dazu, dass soziale Unterschiede der Notenvergabe erklärt werden können. Das heißt, dass Lehrer die Begabung und das Arbeitsverhalten von Kindern aus sozial höheren Schichten besser beurteilen als von Kindern aus niedrigeren Sozial-

oder Bildungsschichten und dass dies nicht mit der Schüler-/ Elternsicht übereinstimmt. Zudem sind beide Variablen die mit Abstand wichtigsten Faktoren zur Erklärung der Noten in Klasse 4.

Aus Modell 6 wird darüber hinaus ersichtlich, dass die Noten der Schüler auch dadurch beeinflusst werden, wie die Lehrer die Unterstützung seitens der Eltern einschätzen. Wird die Unterstützung durch die Eltern hoch eingeschätzt, werden zum einen die Noten besser, zum anderen erklärt dies noch einen kleinen Teil sozialer Unterschiede bei der Notengebung (der Einfluss des ISEI und der Bücher wird insignifikant). Dass dieses eigentlich leistungsfremde Kriterium die Noten so stark beeinflusst (fast halb so stark wie die Begabung), ist insoweit überraschend, als dass man einen Einfluss dieser Bewertung erst bei der Übergangsempfehlung erwartet hätte. Da in Bayern im Gegensatz zu Hessen ein bestimmter Notendurchschnitt erreicht werden muss, um eine Gymnasialempfehlung zu erhalten (Helbig und Nikolai 2015) ist es naheliegend, dass in Bayern das elterliche Unterstützungsleistungspotenzial bereits in die Noten „eingepreist“ werden muss, wenn es übergangsrelevant sein soll. Und es zeigt sich tatsächlich (M7), dass das elterliche Unterstützungsleistungspotenzial in Bayern stärker in die Notengebung einfließt als in Hessen (vor allem bei der Note in Sachkunde, siehe Tabelle A4 im Anhang). In Hessen hat das Unterstützungsleistungspotenzial keinen signifikanten Einfluss mehr auf die Notenvergabe.

Tabelle 1: Einfluss von sozialer Herkunft, kognitiven und psychosozialen Merkmalen auf die Durchschnittsnote in Klasse 4 (lineares Mehrebenenmodell)

	M1	M2	M3	M4	M5	M6	M7
Soziale Herkunft							
ISEI	0.144** (0.025)	0.070** (0.019)	0.065** (0.019)	0.057* (0.019)	0.029+ (0.015)	0.022 (0.015)	0.020 (0.015)
Bildung Eltern Ref. Hauptschulabschluss							
Realschulabschluss	0.090** (0.028)	0.040+ (0.020)	0.040+ (0.020)	0.048+ (0.021)	0.035+ (0.017)	0.033+ (0.017)	0.031 (0.017)
Abitur	0.204** (0.031)	0.082** (0.023)	0.082** (0.022)	0.090** (0.023)	0.052* (0.020)	0.047+ (0.020)	0.046+ (0.020)
Bücher im Haushalt	0.100** (0.027)	0.046* (0.020)	0.042+ (0.019)	0.045+ (0.021)	0.031+ (0.017)	0.020 (0.018)	0.021 (0.018)
Testleistungen							
Lesekompetenz		0.107** (0.022)	0.110** (0.021)	0.101** (0.021)	0.050* (0.015)	0.055** (0.015)	0.056** (0.015)
Rechtschreibkompetenz			0.216** (0.019)	0.219** (0.020)	0.179** (0.020)	0.115** (0.016)	0.111** (0.016)
Wortschatz				0.119** (0.019)	0.115** (0.019)	0.109** (0.019)	0.064** (0.016)
Mathematische Kompetenz					0.096** (0.018)	0.094** (0.018)	0.094** (0.018)
Logisch-abstraktes Denken				0.068** (0.015)	0.065** (0.015)	0.065** (0.015)	0.036* (0.012)
Einschätzung aus Schülersicht							
Schulisches Selbstkonzept			0.027 (0.026)	0.019 (0.025)	-0.011 (0.023)	-0.010 (0.023)	-0.009 (0.023)
Anstrengungsbereitschaft			-0.004 (0.025)	0.016 (0.025)	-0.001 (0.021)	0.003 (0.020)	0.005 (0.020)
Motivation für Sachkunde				0.055** (0.015)	0.049** (0.015)	0.035* (0.012)	0.032* (0.012)
Motivation für Deutsch				-0.007 (0.016)	-0.017 (0.016)	-0.008 (0.013)	-0.011 (0.014)
Motivation für Mathematik					0.057** (0.013)	0.045** (0.013)	0.025* (0.011)
Einschätzung aus Elternsicht							
Gewissenhaftigkeit				0.073** (0.019)	0.038* (0.013)	0.031* (0.013)	0.031+ (0.013)
Schulisches Selbstkonzept					0.049+ (0.023)	0.023 (0.016)	0.016 (0.016)
Anstrengungsbereitschaft 1						0.055** (0.015)	0.055** (0.015)
Anstrengungsbereitschaft 2						0.055** (0.014)	0.016 (0.014)
Einschätzung aus Lehrersicht							
Begabung						0.235** (0.044)	0.206** (0.040)
Arbeitsverhalten						0.404** (0.109)	0.393** (0.112)

Elterliche Unterstützung					0.092* (0.032)	0.063 (0.034)
Interaktion Elterliche Unterstützung *						0.053+ (0.026)
Bundesland						
Bundesland Bayern Ref.	-0.033 (0.113)	-0.231+ (0.114)	-0.215+ (0.113)	-0.200 (0.112)	-0.107 (0.067)	-0.096 (0.067)
Hessen						
Intercept	4.455 (0.058)	4.582 (0.065)	4.165 (0.112)	4.248 (0.109)	4.280 (0.082)	4.289 (0.080)
Varianz Schulebene	0.053 (0.380)	0.097 (0.237)	0.094 (0.238)	0.080 (0.264)	0.038 (0.179)	0.036 (0.192)
Varianz Individualebene	0.522 (0.031)	0.275 (0.052)	0.266 (0.053)	0.247 (0.057)	0.166 (0.036)	0.162 (0.038)
Fallzahl	2032	2032	2032	2032	2032	2032

+ p<0.10, * p<0.05, ** p<0.01; Quelle BIKS-Studie 8-14, eigene Berechnungen. Alle Modelle kontrolliert auf Migrationshintergrund, Familiensprache, Geburtsjahr, Geschlecht, Bundesland.

Insgesamt zeigen unsere Ergebnisse, dass die bestehenden sozialen Unterschiede bei der Notengebung (M3) durch die Einschätzung der Lehrer zu Begabung und Arbeitsverhalten der Schüler sowie dem wahrgenommenen Unterstützungspotential der Eltern, fast vollständig erklärt werden können (M6). Nach Kontrolle dieser Einschätzungen haben der soziale Status der Eltern und die Bücher im Haushalt keinen Einfluss mehr auf die Notenvergabe und die Bildung der Eltern übt einen deutlich geringeren Einfluss auf die Notengebung aus, der nur noch auf einem 90-Prozent-Signifikanzniveau feststellbar ist. Die Einschätzung psychosozialer Eigenschaften der Schüler bzw. ihrer Eltern kann die sozial unterschiedliche Notengebung hingeben nicht erklären.

Fazit

Im vorliegenden Beitrag haben wir untersucht, inwieweit psychosoziale Kompetenzen von Schülern als Erweiterung primärer Herkunftseffekte soziale Ungleichheiten der Notenvergabe erklären oder ob es Hinweise auf tertiäre Effekte bei der Bewertung durch die Lehrkräfte gibt. Wie viele andere Studien konnten wir erstens feststellen, dass Schüler aus niedrigeren Sozialschichten bei gleichen kognitiven Kompetenzen schlechtere Noten erhalten (H1). Zweitens

konnten wir zwar zeigen, dass psychosoziale Kompetenzen (aus Schüler- und Elternsicht) die Notengebung der Lehrer beeinflussen, jedoch entgegen H2 nicht die Unterschiede zwischen den sozialen Schichten. Somit haben wir auch keine Belege dafür gefunden, dass das Konzept der primären Herkunftseffekte im Hinblick auf soziale Ungleichheiten um eine psychosoziale Komponente ergänzt werden müsste. Psychosoziale Kompetenzen, die wir und andere Forscher auch aus anderen Grundschuldatensätzen (außer BIKS) herangezogen haben, hatten zwar einen eindeutigeren Einfluss auf die Notenvergabe. Ein Einfluss auf die sozial ungleiche Benotung konnte allerdings in keinem Fall nachgewiesen werden. Beide Befunde gelten ebenso für die psychosozialen Kompetenzen aus Elternsicht.

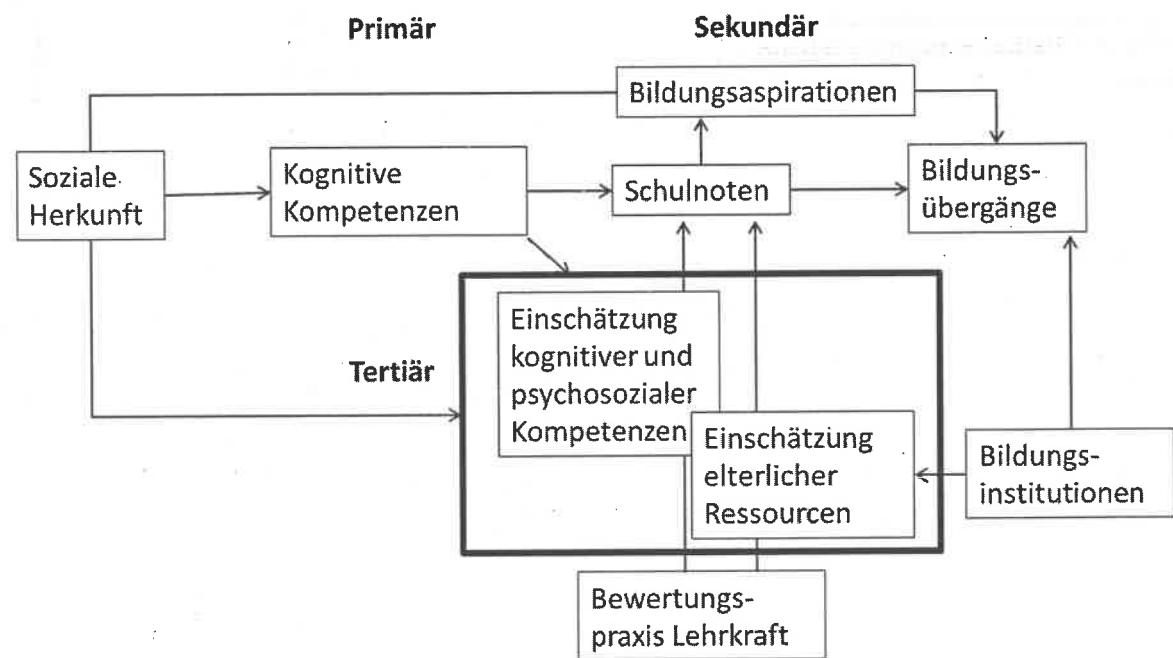
Viel wichtiger als die Einschätzung der Fähigkeiten aus Schüler- oder Elternsicht ist die Einschätzung von Begabung (kognitive tertiäre Effekte), Arbeitsverhalten (psychosoziale tertiäre Effekte) und elterlicher Unterstützung (ressourcenbezogene tertiäre Effekte) aus Lehrersicht. Diese Einschätzungen erklären erstens die Notenvergabe in einem bedeutenden Umfang. Zweitens kann die sozial ungleiche Bewertung durch diese Einschätzung fast vollständig aufgeklärt werden. Somit lassen sich auch die Hypothesen 3 und 4 bestätigen. Des Weiteren konnten wir zeigen, dass die elterliche Unterstützung stärker in die Notengebung einfließt, wenn in einem Bundesland die Übergangsempfehlung ausschließlich an die Noten gebunden ist (H4a). Somit ist es für soziale Ungleichheiten auch irrelevant, ob die Übergangsempfehlung nach einem „objektiven“ Kriterium wie den Noten erteilt wird oder auch „subjektive“ Kriterien in die Übergangsempfehlung einfließen. Unsere Ergebnisse sind eher als ein Beleg dafür zu deuten, dass Veränderungen von institutionellen Regelungen in der Schule nicht unbedingt zu Veränderungen von Bildungserfolg oder -misserfolg in der Schule führen, solange institutionelle Regelungen durch Akteure, in diesem Fall den Lehrer, unterlaufen werden können. Ob dabei auch die Eltern-Lehrer-Beziehung oder gar elterlicher Druck auf Lehrer die

Notenvergabe in Ländern mit Notenbindung beeinflusst, bleibt noch zu klären, ebenso wie die Frage, ob die eingeschätzte elterliche Unterstützung in Bundesländern ohne Notenbindung erst bei der Übergangsempfehlung einfließt. Eine weitere Frage, die sich aus unserem Beitrag für weitergehende Forschung ableitet, lautet: Warum nehmen Lehrer eine sozial ungleiche Einschätzung von kognitiven und psychosozialen Kompetenzen vor, die sich weder mit den gemessenen schulischen (fächerbezogene Tests) und kognitiven Fähigkeiten (KFT) der Schüler deckt noch mit den Einschätzungen psychosozialer Kompetenzen aus Schüler- bzw. Elternsicht? Ist diese ungleiche Bewertung auf habituelle Unterschiede der Schüler zurückzuführen, die zur Folge haben, dass Lehrer die kognitiven und psychosozialen Potenziale bestimmter Kinder schlechter erkennen? Im Gegensatz zu anderen Studien lässt sich an dieser Stelle schlussfolgern, dass Lehrer auf der einen Seite anscheinend nicht „vorsätzlich“ sozial ungleiche Noten vergeben, sondern weil sie glauben, dass Schüler aus höheren Schichten begabter sind und ein besseres Arbeitsverhalten aufweisen. Auf der anderen Seite bewerten Lehrkräfte auch deshalb sozial ungleich, weil sie glauben, dass Schüler aus unteren Schichten geringere Unterstützung durch die Eltern erfahren. Dieses leistungsfremde Kriterium sollte eigentlich keine Rolle bei der Notenvergabe spielen, weist aber wieder einmal darauf hin, dass Lehrer – ob zu Recht oder Unrecht – glauben, dass die elterlichen Ressourcen für den weiteren Bildungsweg mitentscheidend sind.

Entsprechend unserer Ergebnisse müssen wir das Modell aus Abbildung 1 noch einmal deutlich verändern. Anscheinend sind die gemessenen psychosozialen Kompetenzen der Schüler eher unwichtig, um soziale Ungleichheiten bei der Notengebung aufzuklären. Viel wichtiger erscheinen die Einstellungen der Lehrer in Bezug auf die kognitiven sowie psychosozialen Kompetenzen ihrer Schüler. Wir sind der Meinung, dass es äußerst sinnvoll ist, die Bewertung eben dieser Fähigkeiten als auch leistungsfremde Bewertungen der Lehrkräfte, die in die sozial ungleiche Notengebung einfließen, als tertiäre Herkunftseffekte zu

bezeichnen. Die alleinige Unterscheidung in primäre und sekundäre Herkunftseffekte ist aus unserer Sicht der empirischen Realität erstens nicht angemessen. Zweitens verstellt diese Betrachtung den Blick auf die Lehrkraft als wichtigen Akteur bei der Generierung sozialer Ungleichheiten. Es ist jedoch von zentraler Bedeutung, die Lehrkraft stärker in den Blick zu nehmen, um überhaupt zu untersuchen, warum diese die Fähigkeiten von Schülern ungleich bewertet. Des Weiteren wird durch die ausschließliche Fokussierung auf primäre und sekundäre Herkunftseffekte vernachlässigt, dass die Notenvergabe der Lehrkräfte wiederum durch Bildungsinstitutionen beeinflusst wird. Die Lehrkraft ist als ein Akteur zu betrachten, der durch die Ausgestaltung eines Schulsystems das Ausmaß sozialer Ungleichheiten mit seiner Entscheidung beeinflusst. Dies ist durch die Trennung in primäre und sekundäre Herkunftseffekte bisher kaum thematisiert worden, obwohl sich hierfür auch in anderen Studien Hinweise finden (Lindner, 2003; Jähnen und Helbig, 2015). Abschließend ist anzumerken, dass die Notenvergabe nicht nur in gegliederten, früh trennenden Schulsystemen wichtig ist. In allen Ländern, in denen Bildungszertifikate benotet und nicht auf Grundlage standardisierter Kompetenzmessungen vergeben werden, stellen die vergebenen Schulnoten eine wichtige Information über die Schüler dar, die ihre Erfolgswahrscheinlichkeit für weitere Bildungsentscheidungen bewerten. So nehmen zum Beispiel Schüler mit einem gut benoteten Hochschuleingangszertifikat viel häufiger ein Studium auf als Schüler mit schlechteren Noten (Helbig et al. 2015). Somit hat die Notenvergabe auch in nicht-gegliederten Schulsystemen eine sozial ungleiche Wirkung auf postsekundäre Bildungssysteme.

Abbildung 2: Primäre, sekundäre und tertiäre Effekte zur Erklärung sozial ungleicher Bildungsübergänge



Literatur

- Artelt, Cordula, Hans-Peter Blossfeld, Gabriele Faust, Hans-Günther Roßbach und Weinert Sabine, 2013: Bildungsprozesse, Kompetenzentwicklung und Selektionsentscheidungen im Vorschul- und Schulalter (BiKS-8-14). Version 1.*
- Awad, G. H., 2007: The role of racial identity, academic self-concept, and self-esteem in the prediction of academic outcomes for African American students. Journal of Black Psychology 33: S. 188-207.*
- Bandura, A., 1997: Self-efficacy. New York: Freeman.*
- Blossfeld, Pia N., Gwendolin J. Blossfeld und Hans-Peter Blossfeld, 2015: Educational Expansion and Inequalities in Educational Opportunity: Long-Term Changes for East and West Germany. European Sociological Review 31: S. 144-160.*
- Boardman, J. D. und S. A. Robert, 2000: Neighborhood socioeconomic status and perceptions of self-efficacy. Sociological Perspectives 43: S. 117-136.*
- Bos, W., H. Wendt, O. Köller und C. Selter, 2015: Trends in International Mathematics and Science Study 2011.*
- Bos, Wilfried, Andreas Voss, Eva-Maria Lankes, Knut Schwippert, Oliver Thiel und Renate Valtin, 2004: Schullaufbahnempfehlungen von Lehrkräften für Kinder am Ende der vierten Jahrgangsstufe. S. 191 – 220 in: Bos, Wilfried, Eva-Maria Lankes, Manfred Prenzel, Knut Schwippert, Renate Valtin und Gerd Walther (Hg.), IGLU Einige Länder der Bundesrepublik Deutschland im nationalen und internationalen Vergleich. Münster: Waxmann.*
- Boudon, Raymond, 1974: Education, opportunity, and social inequality: Changing prospects in Western society. New York, NY: Wiley.*
- Bourdieu, Pierre, 1973: Kulturelle Reproduktion und soziale Reproduktion. S. 88-137 in: Bourdieu, Pierre (Hg.), Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt. Frankfurt am Main: Suhrkamp.*
- Bourdieu, Pierre, 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.*
- Cloninger, C. R., 1998: The genetics and psychobiology of the seven-factor model of personality.*
- Conley, J.J., 1984: The hierarchy of consistency: A review and model of longitudinal findings on adult individual differences in intelligence, personality and self opinion. Personality and Individual Differences 5: S. 11-25.*
- Diehl, Claudia, Christian Hunkler und Cornelia Kristen, 2016: Ethnische Ungleichheiten im Bildungsverlauf: Mechanismen, Befunde, Debatten. Wiesbaden: Springer.*
- Dollmann, Jörg, 2016: Ethnische Ungleichheiten im Bildungsverlauf: Mechanismen, Befunde, Debatten. S. 517-542 in: Diehl, Claudia, Christian Hunkler und Cornelia Kristen (Hg.), Ethnische Ungleichheiten im Bildungsverlauf. Wiesbaden: Springer*
- Esser, Hartmut, 2016: Bildungssysteme und ethnische Bildungsungleichheit. S. 331-396 in: Claudia Diehl, Christian Hunkler, Cornelia Kristen (Hg.), Ethnische Ungleichheiten im Bildungsverlauf: Mechanismen, Befunde, Debatten. Wiesbaden: Springer VS.*
- Findley, M. J. und H. M. Cooper, 1983: Locus of control and academic achievement: a literature review. Journal of Personality and Social Psychology 44: S. 419.*
- Flouri, E., 2006: Parental interest in children's education, children's self-esteem and locus of control, and later educational attainment: Twenty-six year follow-up of the 1970 British Birth Cohort. British Journal of Educational Psychology 76: S. 41-55.*

- Gifford, D. D., J. Briceno-Perriott und F. Mianzo*, 2006: Locus of Control: Academic Achievement and Retention in a Sample of University First-Year Students. *Journal of College Admission* 191.
- Gresch, Cornelia*, 2012: Der Übergang in die Sekundarstufe I: Leistungsbeurteilung, Bildungsaspiration und rechtlicher Kontext bei Kindern mit Migrationshintergrund. Wiesbaden: Springer VS.
- Guay, F., H. W. Marsh und M. Boivin*, 2003: Academic self-concept and academic achievement: Developmental perspectives on their causal ordering. *Journal of Educational Psychology* 95: S. 124.
- Helbig, Marcel und Rita Nikolai*, 2015: Die Unvergleichbaren. Der Wandel der Schulsysteme in den 16 deutschen Bundesländern seit 1949. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Helbig, Marcel, Stefanie Jähnen und Anna Marczuk*, 2015: Bundesländerunterschiede bei der Studienaufnahme. WZB-Discussion Paper P2015-001. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Berlin.
- Jaeger, Mads M. und Richard Breen*, 2016: A dynamic model of cultural reproduction. *American Journal of Sociology* 121 S. 1079-1115
- John, O. P., L. P. Naumann und C. J. Soto*, 2008: Paradigm shift to the integrative big five trait taxonomy. *Handbook of personality: Theory and research* 3: S. 114-158.
- Jonassaint, C. R., I. C. Siegler, J. C. Barefoot, C. L. Edwards und R. B. Williams*, 2011: Low life course socioeconomic status (SES) is associated with negative NEO PI-R personality patterns. *International journal of behavioral medicine* 18: S. 13-21.
- Kaiser, T.*, 2016: Socioeconomic status, parenting and conscientiousness: the unequal development of children's focus. *Journal of Family Studies*: S. 1-24.
- Köller, O., U. Trautwein, O. Lüdtke und J. Baumert*, 2006: Zum Zusammenspiel von schulischer Leistung, Selbstkonzept und Interesse in der gymnasialen Oberstufe. *Zeitschrift für Pädagogische Psychologie* 20: S. 27-39.
- Lehmann, Rainer*, 2008: Erhebung zum Lese- und Mathematikverständnis: Entwicklung in den Jahrgangsstufen 4 bis 6 in Berlin.
- Maaz, Kai und Gabriel Nagy*, 2010: Der Übergang von der Grundschule in die weiterführenden Schulen des Sekundarschulsystems: Definition, Spezifikation und Quantifizierung primärer und sekundärer Herkunftseffekte. S. 153-182 in: *Maaz, K., J. Baumert, C. Gresch und N. McElvany (Hg.)*, Der Übergang von der Grundschule in die weiterführende Schule - Leistungsgerechtigkeit und regionale, soziale und ethnisch-kulturelle Disparitäten. Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Maaz, Kai, Franz Baeriswyl und Ulrich Trautwein*, 2011: Herkunft zensiert? Leistungsdiagnostik und soziale Ungleichheiten in der Schule. Eine Studie im Auftrag der Vodafone Stiftung Deutschland. Vodafone Stiftung.
- Maqsud, M. und S. Rouhani*, 1991: Relationships between socioeconomic status, locus of control, self-concept, and academic achievement of Batswana adolescents. *Journal of Youth and Adolescence* 20: S. 107-114.
- Marsh, H. W.*, 1984: Self-Concept: The Application of a Frame of Reference Model to Explain Paradoxical Results. *Australian Journal of Education* 28: S. 165-181.
- McCrae, R. R. und P. T. Costa*, 1994: The stability of personality: Observations and evaluations. *Current Directions in Psychological Science* 3: S. 173-175.
- McInerney, D. M. und J. Ali*, 2006: Multidimensional and hierarchical assessment of school motivation: Cross-cultural validation. *Educational Psychology* 26: S. 595-612.

- Multon, K. D., S. D. Brown und R. W. Lent, 1991: Relation of self-efficacy beliefs to academic outcomes: A meta-analytic investigation. Journal of counseling psychology 38: S. 30.*
- Neugebauer, Martin, 2010: Bildungsungleichheit und Grundschulempfehlung beim Übergang auf das Gymnasium: Eine Dekomposition primärer und sekundärer Herkunftseffekte. Zeitschrift für Soziologie 39: S. 202-214.*
- Pajares, F. und M. J. Johnson, 1994: Confidence and competence in writing: The role of self-efficacy, outcome expectancy, and apprehension. Research in the Teaching of English: S. 313-331.*
- Poropat, A. E., 2009: A meta-analysis of the five-factor model of personality and academic performance. Psychological Bulletin 135: S. 322.*
- Rauer, W. und K. D. Schuck, 2003: FEES 3-4. Fragebogen zur Erfassung emotionaler und sozialer Schulerfahrungen von Grundschulkindern dritter und vierter Klassen. Göttingen: Beltz.*
- Rotter, J. B., 1966: Generalized expectancies for internal versus external control of reinforcement. Psychological Monographs: General & Applied 80: S. 1-28.*
- Royston, P., 2004: Multiple imputation of missing values. Stata Journal 4: S. 227-241.*
- Stanat, Petra, Hans Anand Pant, Katrin Böhme, Dirk Richter, S. Weirich, N. Haag, Alexander Roppelt, M. Engelbert und H. Reimers, 2014: IQB Ländervergleich Primarstufe 2011 (IQB-LV 2011).*
- Stubbe, Tobias C. und Wilfried Bos, 2008: Schullaufbahnempfehlungen von Lehrkräften und Schullaufbahnentscheidungen von Eltern am Ende der vierten Jahrgangsstufe. Empirische Pädagogik 22: S. 49-63.*

Anhang

Tabelle A1: Operationalisierung und Verteilung der Variablen

Konstrukt	Operationalisierung	Min	Max	Mittelwert/Anteil	SD
Noten					
Gesamtnote	Durchschnitt aus den Noten in Deutsch Mathematik und Sachkunde (umgekehrt codiert), Halbjahr Klasse 4	1 (schlechteste Note)	6 (beste Note)	4,47	0,84
Deutschnote	Deutschnote (umgekehrt codiert) Halbjahr Klasse 4	1	6	4,35	0,93
Mathematiknote	Mathematiknote (umgekehrt codiert) Halbjahr Klasse 4	1	6	4,44	1,00
Sachkundenote	Sachkundenote (umgekehrt codiert) Halbjahr Klasse 4	1	6	4,63	0,96
Soziale Herkunft					
Sozialer Status	Höchster ISEI-Score im Haushalt	16	90	50,37	16,45
Bildung der Eltern (höchster im Haushalt)	Höchstens Hauptschulabschluss	0	1	0,21	0,42
	Realschulabschluss	0	1	0,35	0,48
	Abitur	0	1	0,44	0,50
Bücher im Haushalt	7stufige Skala von 0 (keine) bis 7 (über 500) als metrische Variable	0	7	5,15	1,30
Migration					
Kein Migrationshintergrund		0	1	0,72	0,41
Einseitiger Migrationshintergrund		0	1	0,12	0,32
Beidseitiger Migrationshintergrund		0	1	0,16	0,37
FamilienSprache	Im Haushalt wird (auch) deutsch gesprochen (0), im Haushalt wird kein deutsch gesprochen	0	1	0,12	0,32
Bundesland	„0“ Hessen, „1“ Bayern	0	1	0,66	0,47
Geburtsjahr	metrisch	1994	1998	1996	0,58
Kompetenzen					
Lesekompetenz	Summenwert-metrisch	1	26	17,58	4,72
Logisch-abstraktes Denken	Summenwert-metrisch	0	15	9,84	2,41
Mathematikkompetenz	Summenwert-metrisch	0	19	11,47	3,98
Rechtschreibung	Summenwert-metrisch	2	21	15,92	4,10
Wortschatz	Summenwert-metrisch	2	30	18,89	4,79

Einschätzung psychosozialer Kompetenzen					
Schülersicht					
Anstrengungsbereitschaft	Additiver Index (umgekehrt codiert) aus der Zustimmung („1“ stimmt nicht bis „4“ stimmt) zu folgenden Aussagen: -Ich spiele lieber, als etwas zu lernen -ich strenge mich ungern an beim lernen -ich habe keine Lust, etwas zu lernen Chrombachs Alpha: 0,71	1	4	2,20	0,82
Schulisches Selbstkonzept	Additiver Index (umgekehrt codiert) aus der Zustimmung („1“ stimmt nicht bis „4“ stimmt) zu folgenden Aussagen: -ohne Schule wäre alles viel schöner -ich gehe gerne in die Schule -ich habe keine Lust, etwas zu lernen -Schule ist ganz schön nervig Chrombachs Alpha: 0,86	1	4	2,85	0,94
Motivation Deutsch	Additiver Index aus der Zustimmung („1“ gar nicht bis „5“ sehr) zu folgenden Fragen	1	5	3,48	1,09
Motivation Mathematik		1	5	3,81	1,11
Motivation Sachkunde	- Wie sehr freust du dich auf eine Stunde im Fach [...] - Wie viel liegt dir daran, den Stoff des Faches [...] zu behalten? - Wie viel liegt dir daran, im Fach [...] viel zu wissen? - Wie gerne würdest du im Fach [...] noch mehr Stunden haben als bisher? Chrombachs Alpha:	1	5	3,91	1,07

	0,85-0,88				
Eltern					
Gewissenhaftigkeit (aus Welle 1)	Additiver Index aus der Zustimmung (1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ aus folgenden Aussagen: - Kind geht sorgfältig mit seinen Arbeitsmaterialen um - Kind erledigt Aufgaben mit großer Sorgfalt - Kind ist sehr diszipliniert Chrombachs Alpha: 0,79	1	5	3,74	0,98
Schulisches Selbstkonzept	Additiver Index aus der Zustimmung (1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ aus folgenden Aussagen: - Das Kind geht gerne in die Schule - Das Kind hat Freude am Lernen - Dem Kind macht die Schule Spaß Chrombachs Alpha: 0,85	1	5	4,06	0,88
Anstrengungsbereitschaft 1	Zustimmung (1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ zu folgender Aussage: Das Kind hat bei Anstrengung meistens gute Noten	1	5	4,32	0,86
Anstrengungsbereitschaft 2	Zustimmung (1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ zu folgender Aussage: Das Kind strengt sich an, wenn Aufgaben schwierig sind	1	5	3,70	1,09
Lehrersicht					
Arbeitsverhalten	Additiver Index aus der Zustimmung (1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ aus folgenden Aussagen: - Kind geht sorgfältig mit seinen Arbeitsmaterialen um - Kind erledigt Aufgaben mit großer Sorgfalt - Kind ist sehr diszipliniert Chrombachs Alpha: 0,79	1	5	3,18	0,86

	<p>zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ aus folgenden Aussagen:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Das Kind gibt schnell auf, wenn es ihm etwas schwerfällt - Das Kind hat viel Freude am lernen - Das Kind strengt sich an, wenn Aufgaben schwierig sind -Das Kind arbeitet im Unterricht eifrig mit Chrombachs Alpha: 0,89 				
Begabung (aus Welle 1)	<p>Additiver Index aus der Zustimmung (1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ aus folgenden Aussagen:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Der Schüler ist sprachlich sehr begabt - Der Schüler ist mathematisch sehr begabt - Der Schüler ist naturwissenschaftlich-technisch sehr begabt - Der Schüler ist insgesamt sehr begabt Chrombachs Alpha: 0,90	1	5	3,30	0,96
Elterliche Unterstützung (aus Welle 1)	<p>Additiver Index aus der Zustimmung (1 „trifft überhaupt nicht zu“ bis 5 „trifft voll und ganz zu“ aus folgenden Aussagen:</p> <ul style="list-style-type: none"> - Das Kind wird zu Haus gut gefördert -Die Eltern kümmern sehr um die schulische Entwicklung - die Eltern unterstützen das Kind in allen schulischen Belangen - die Eltern engagieren sich sehr im schulischen Bereich - die Eltern können 	1	5	3,74	1,01

	dem Kind wenig Unterstützung für die Schule geben. Chrombachs Alpha: 0,90				
--	---	--	--	--	--

Tabelle A 2: Deutschnote

	M1	M2	M3	M4	M5	M6	M7
Soziale Herkunft							
ISEI	0.148** (0.028)	0.071** (0.022)	0.066** (0.021)	0.058* (0.021)	-0.034 (0.020)	0.024 (0.020)	-0.023 (0.020)
Bildung Eltern Ref. Hauptschulabschluss							
Realschulabschluss	0.087** (0.028)	0.045+ (0.020)	0.041+ (0.020)	0.049* (0.022)	0.039+ (0.019)	0.036+ (0.019)	0.035 (0.019)
Abitur	0.230** (0.030)	0.111** (0.023)	0.108** (0.023)	0.117** (0.023)	0.084** (0.022)	0.076** (0.022)	0.076* (0.022)
Bücher im HH	0.095** (0.029)	0.038+ (0.021)	0.038+ (0.020)	0.040+ (0.022)	0.025 (0.020)	0.011 (0.021)	0.011 (0.021)
Testleistungen							
Lesekompetenz		0.147** (0.021)	0.141** (0.021)	0.134** (0.021)	0.089** (0.018)	0.096** (0.018)	0.096** (0.018)
Rechtschreibkompetenz			0.317** (0.020)	0.293** (0.021)	0.256** (0.022)	0.203** (0.022)	0.198** (0.022)
Wortschatz				0.133** (0.021)	0.136** (0.021)	0.130** (0.020)	0.086** (0.021)
Mathematische Kompetenz					0.151** (0.018)	0.153** (0.018)	0.122** (0.018)
Logisch-abstraktes Denken					0.007 (0.017)	0.016 (0.017)	0.014 (0.017)
-0.015 (0.015)					-0.012 (0.015)	-0.012 (0.015)	-0.012 (0.015)
Einschätzung Schüler							
Schulisches Selbstkonzept					0.036 (0.030)	0.028 (0.030)	-0.005 (0.027)
Anstrengungsbereitschaft					0.024 (0.030)	0.045 (0.029)	0.032 (0.027)
Motivation Deutsch						0.074** (0.018)	0.063** (0.018)
						0.066** (0.017)	0.061** (0.017)
							0.061** (0.017)
Einschätzung aus Elternsicht							
Gewissenhaftigkeit						0.072** (0.021)	0.043+ (0.021)
Schulisches Selbstkonzept						0.034 (0.023)	0.009 (0.019)
Anstrengungsbereitschaft 1						0.034 (0.021)	0.001 (0.017)
Anstrengungsbereitschaft 2						0.035 (0.020)	0.006 (0.017)
						0.004 (0.017)	0.006 (0.017)
							0.006 (0.017)
Einschätzung Lehrersicht							
Begabung						0.237** (0.055)	0.200** (0.053)
Arbeitsverhalten							0.312+ (0.134)
Elterliche Unterstützung							0.117* (0.036)
Bundesland Bayern Ref.	-0.078	-	-	-	-	-	-

		0.282*	0.268*	0.254*	0.164+	0.150+	0.153+
Hessen		(0.101)	(0.106)	(0.105)	(0.105)	(0.078)	(0.079)
Interaktion Elterliche Unterstützung X Bundesland							0.022 (0.035)
Intercept	4.369	4.500	4.232	4.256	4.183	4.189	4.191
	(0.056)	(0.064)	(0.092)	(0.092)	(0.079)	(0.078)	(0.077)
Varianz Schulebene	0,038	0,086	0,085	0,074	0,043	0,042	0,041
	(0,446)	(0,227)	(0,228)	(0,243)	(0,203)	(0,207)	(0,207)
Varianz Individualebene	0,629	0,355	0,349	0,332	0,271	0,264	0,264
	(0,025)	(0,035)	(0,035)	(0,037)	(0,034)	(0,034)	(0,034)
Observations	2032	2032	2032	2032	2032	2032	2032

+ p<0.10, * p<0.05, ** p<0.01; Alle Modelle kontrolliert auf Migrationshintergrund,
Familiensprache, Geburtsjahr, Geschlecht, Bundesland

Tabelle A3: Mathematiknote

	M1	M2	M3	M4	M5	M6	M7
Soziale Herkunft							
ISEI	0.133** (0.031)	0.051+ (0.026)	0.046 (0.025)	0.036 (0.026)	0.006 (0.021)	0.004 (0.022)	0.003 (0.022)
Bildung Eltern Ref. Hauptschulabschluss							
Realschulabschluss	0.096* (0.032)	0.031 (0.025)	0.032 (0.024)	0.040 (0.026)	0.026 (0.022)	0.025 (0.022)	0.023 (0.023)
Abitur	0.197** (0.037)	0.057+ (0.029)	0.066* (0.029)	0.076* (0.029)	0.032 (0.025)	0.030 (0.025)	0.030 (0.025)
Bücher im HH	0.116** (0.033)	0.059+ (0.027)	0.060* (0.026)	0.062* (0.027)	0.046+ (0.022)	0.043 (0.023)	0.043 (0.023)
Testleistungen							
Lesekompetenz		0.084* (0.030)	0.093* (0.029)	0.079* (0.029)	0.025 (0.023)	0.026 (0.022)	0.027 (0.023)
Rechtschreibkompetenz		0.147** (0.025)	0.161** (0.025)	0.119** (0.026)	0.051+ (0.022)	0.049+ (0.022)	0.050+ (0.022)
Wortschatz		0.098** (0.025)	0.102** (0.025)	0.092** (0.025)	0.039 (0.023)	0.040 (0.024)	0.040 (0.024)
Mathematische Kompetenz		0.389** (0.022)	0.321** (0.023)	0.289** (0.023)	0.190** (0.028)	0.190** (0.028)	0.190** (0.028)
Logisch-abstraktes Denken		0.139** (0.021)	0.125** (0.020)	0.125** (0.019)	0.092** (0.017)	0.093** (0.017)	0.093** (0.017)
Einschätzung Schüler							
Schulisches Selbstkonzept			-0.036 (0.033)	-0.046 (0.033)	-0.080* (0.032)	-0.080* (0.032)	-0.079* (0.032)
Anstrengungsbereitschaft			0.011 (0.033)	0.036 (0.032)	0.017 (0.029)	0.018 (0.029)	0.020 (0.029)
Motivation für Mathematik			0.173** (0.018)	0.156** (0.018)	0.132** (0.016)	0.132** (0.016)	0.132** (0.016)
Einschätzung aus Elternsicht							
Gewissenhaftigkeit				0.053+ (0.024)	0.017 (0.019)	0.014 (0.019)	0.014 (0.019)
Schulisches Selbstkonzept				0.046 (0.033)	0.017 (0.025)	0.015 (0.025)	0.015 (0.025)
Anstrengungsbereitschaft 1				0.092** (0.023)	0.056* (0.021)	0.056* (0.021)	0.056* (0.021)
Anstrengungsbereitschaft 2				0.096** (0.025)	0.058* (0.023)	0.058* (0.023)	0.058* (0.022)
Einschätzung Lehrersicht							
Begabung					0.264** (0.062)	0.255** (0.060)	0.253** (0.060)
Arbeitsverhalten					0.445+ (0.187)	0.441+ (0.187)	0.441+ (0.187)
Elterliche Unterstützung						0.031 (0.032)	0.009 (0.035)

Bundesland Bayern Ref.	0.099	-0.122	-0.109	-0.088	0.005	0.009	0.004
Hessen	(0.140)	(0.142)	(0.140)	(0.139)	(0.089)	(0.090)	(0.090)
Interaktion Elterliche Unterstützung X Bundesland							0.041 (0.034)
Intercept	4.337	4.478	3.811	3.850	3.868	3.865	3.868
	(0.071)	(0.079)	(0.103)	(0.099)	(0.081)	(0.080)	(0.080)
Varianz Schulebene	0,083	0,143	0,132	0,116	0,060	0,059	0,058
	(0,367)	(0,238)	(0,249)	(0,275)	(0,242)	(0,248)	(0,250)
Varianz Individualebene	0,837	0,508	0,482	0,457	0,358	0,358	0,358
	(0,033)	(0,051)	(0,053)	(0,056)	(0,036)	(0,036)	(0,036)
Observations	2032	2032	2032	2032	2032	2032	2032

+ p<0.10, * p<0.05, ** p<0.01; Alle Modelle kontrolliert auf Migrationshintergrund,
Familiensprache, Geburtsjahr, Geschlecht, Bundesland

Tabelle A4: Sachkundenote

	M1	M2	M3	M4	M5	M6	M7
Soziale Herkunft							
ISEI	0.153** (0.030)	0.089** (0.027)	0.080* (0.026)	0.072* (0.027)	0.044+ (0.022)	0.034 (0.022)	0.032 (0.022)
Bildung Eltern Ref. Hauptschulabschluss							
Realschulabschluss	0.086* (0.033)	0.042 (0.027)	0.041 (0.025)	0.047 (0.026)	0.037 (0.022)	0.033 (0.022)	0.029 (0.022)
Abitur	0.184** (0.037)	0.081* (0.032)	0.070* (0.029)	0.079* (0.030)	0.043 (0.027)	0.035 (0.027)	0.034 (0.027)
Bücher im HH	0.090* (0.029)	0.043 (0.026)	0.030 (0.025)	0.035 (0.027)	0.023 (0.022)	0.009 (0.022)	0.010 (0.022)
Testleistungen							
Lesekompetenz		0.091* (0.031)	0.091* (0.030)	0.084* (0.030)	0.035 (0.022)	0.043+ (0.022)	0.043+ (0.022)
Rechtschreibkompetenz		0.180** (0.026)	0.173** (0.026)	0.133** (0.027)	0.076** (0.022)	0.069* (0.022)	0.070* (0.022)
Wortschatz		0.127** (0.027)	0.110** (0.027)	0.107** (0.027)	0.067* (0.023)	0.070* (0.023)	0.071* (0.023)
Mathematische Kompetenz		0.187** (0.022)	0.171** (0.022)	0.143** (0.021)	0.048+ (0.025)	0.047 (0.025)	0.047+ (0.025)
Logisch-abstraktes Denken		0.058* (0.020)	0.064* (0.020)	0.064* (0.020)	0.035+ (0.017)	0.039+ (0.017)	0.040* (0.017)
Einschätzung Schüler							
Schulisches Selbstkonzept			0.041 (0.033)	0.020 (0.033)	-0.015 (0.032)	-0.014 (0.032)	-0.012 (0.032)
Anstrengungsbereitschaft			-0.030 (0.033)	-0.010 (0.032)	-0.024 (0.029)	-0.018 (0.028)	-0.016 (0.028)
Motivation für Sachkunde			0.171** (0.021)	0.162** (0.020)	0.146** (0.018)	0.142** (0.017)	0.139** (0.017)
Einschätzung aus Elternsicht							
Gewissenhaftigkeit				0.083** (0.023)	0.047* (0.020)	0.036 (0.021)	0.037 (0.021)
Schulisches Selbstkonzept				0.066* (0.027)	0.040 (0.022)	0.032 (0.022)	0.032 (0.022)
Anstrengungsbereitschaft 1				0.066* (0.020)	0.036+ (0.019)	0.040+ (0.018)	0.040+ (0.018)
Anstrengungsbereitschaft 2				0.018 (0.025)	-0.017 (0.021)	-0.014 (0.021)	-0.016 (0.021)
Einschätzung Lehrersicht							
Begabung					0.206** (0.041)	0.167** (0.038)	0.162** (0.039)
Arbeitsverhalten						0.448** (0.123)	0.435** (0.127)
Elterliche Unterstützung							0.123** (0.036)
							0.071 (0.038)

Bundesland Bayern Ref.	-0.124	-	-	-0.252	-	-0.143	-
Hessen	(0.140)	0.290+	0.264+	(0.140)	0.158+	(0.080)	0.154+
Interaktion Elterliche Unterstützung X Bundesland							0.094* (0.036)
Intercept	4.663	4.770	4.084	4.101	4.099	4.103	4.123
	(0.069)	(0.074)	(0.111)	(0.109)	(0.088)	(0.084)	(0.085)
Varianz Schulebene	0,086	0,115	0,115	0,101	0,053	0,049	0,048
	(0,332)	(0,275)	(0,271)	(0,292)	(0,149)	(0,161)	(0,160)
Varianz Individualebene	0,687	0,507	0,469	0,452	0,363	0,357	0,356
	(0,046)	(0,060)	(0,063)	(0,065)	(0,025)	(0,025)	(0,025)
Observations	2032	2032	2032	2032	2032	2032	2032

+ p<0.10, * p<0.05, ** p<0.01; Alle Modelle kontrolliert auf Migrationshintergrund,
Familiensprache, Geburtsjahr, Geschlecht, Bundesland



Klausurfragen für die Module 5.1. und 5.2.

- Hinweise für die Bearbeitung der Klausuraufgaben –
- Bearbeitungszeit: 90 Minuten für Studierende der Sozialen Arbeit, 30 Minuten für Studierende der Gesundheitsökonomie
- Bitte bearbeiten Sie die Aufgaben so, dass Sie auf jedes Ihrer Antwortblätter oben jeweils Ihre **Matrikelnummer und Ihren Namen eintragen und die Nummer der jeweiligen Modulveranstaltung!**
- Nummerieren Sie auf den Blättern die Antworten entsprechend der Aufgabenummerierung.
- Keine Hilfsmittel erlaubt

DIE STUDIERENDEN DER GESUNDHEITSÖKONOMIE bearbeiten nur 2 Aufgaben aus 5.1!
Guten Erfolg bei der Bearbeitung der Aufgaben!

Klausurfragen: Bitte so weit als möglich in ganzen Sätzen beantworten!

5.1. Soziale Lagen

Frage 1: Klassen- und Schichttheorien gehören heute noch zu den prominentesten Ansätzen, soziale Ungleichheit zu beschreiben und zu erklären.

- A) Welche Vorstellung von der gegenwärtigen Sozialstruktur vertreten Marxisten? (3 Punkte)
- B) Welche Vorstellung von der gegenwärtigen Sozialstruktur vertreten Schichttheoretiker? (3 Punkte)
- C) Welche Unterschiede, welche Gemeinsamkeiten sehen Sie bei diesen beiden Ansätzen? (2 Punkte)

Frage 2: Erläutern Sie den Zusammenhang zwischen Heterogenität und sozialer Ungleichheit (4 Punkte)

Frage 3: Welche Einflüsse übt der Arbeitsplatz der Eltern auf den Schulerfolg der Kinder aus? (4 Punkte) Welche weiteren Eigenschaften-/Handlungen der Eltern tragen zur Reproduktion sozialer Ungleichheit bei? (2 Punkte)

5.2. Abweichendes Verhalten

1). A) Zeigen Sie auf, warum die Auseinandersetzung mit Menschenbildern grundlegend für soziologisches und sozialarbeiterisches Arbeiten ist! (3 Punkte)

- B) Nennen Sie drei konkrete Menschenbilder und skizzieren Sie deren Bedeutung für konkrete Handlungsfelder der sozialen Arbeit! (6 Punkte)

2). „Verbrechen beruht auf biologischen Wurzeln“. Welche zwei Theorien beruhen auf dieser Vorstellung? Skizzieren Sie die Grundgedanken dieser beiden Theorien! (6 Punkte)

- 3) Sie sind an einem kriminologischen Forschungsinstitut angestellt. Ihre erste Aufgabe ist es, eine Dunkelfeldanalyse der Jugendkriminalität in ihrer Stadt durchzuführen. Wie gehen Sie vor? (4 Punkte)

5.7

B

↳ Schichttheoretiker gehen von 3 Schichten aus. Oberschicht, Mittelschicht & Unterschicht

Oberschicht kennzeichnet sich durch Bildung, Einkommen, Arbeitsplatz (oft eine hohe Stelle). Sie genießen einen hohen Status. Meist Akademiker!
Bieten ihren Kindern ebenfalls eine hohe Bildung & ermöglichen den Zugang zu Ross.

Mittelschicht kennzeichnet sich durch Bildung, Arbeitsplatz mit mittlerem Einkommen (oder weniger).

Unterschicht kennzeichnet sich durch wenig bis gar keine Bildung, kaum Einkommen (meist Hilfeempfänger). Streben zur Mittelschicht.

Oft ist keine Zukunftsperspektive vorhanden, deshalb auf die Gegenwart ausgerichtet.

A Marxisten sind auf Mehrwert aus; auf die Okonomisierung! Gas. in zwei Klassen einteilen

c) Beide unterteilen Menschen in Kategorien / Schichten / Klassen

Beide sind Leistungsorientiert & auf das Einkommen angewiesen.

Frage 3 ↴

Eltern, welche eine Leitungsposition oder weit oben in einem Unternehmen angesiedelt sind lassen ihren Kindern mehr aus mehr Autonomie als Eltern welche keine Leitungs- & Entscheidungsbefugnis haben. Kinder deren Eltern ~~habe~~ eine Entscheidungsbef. haben erhalten zu Hause oft auch eine andere Sprache, somit verstehen sie die Lehrer besser und unterhalten sich auf dem selben Niveau.

⇒ ↑ Status & Beruf = mehr Autonomie

= verst. Sprache

= selbes Niv. wie Lehrer

= Kinder entsch. selbst

⇒ ↓ Status & Beruf = wenig bis kaum auto

= einfache Sprache

= ungleiches Niv. in der Sch.

= Kinder wird die Ent. abgenommen

5.1

Frage 1

A)

Ökonomische Merkmale bestimmen die soz. Lage

Ansatz der Klassentheorie nach Marx
zwei Klassen (Produktionsmittelbes.
& Arbeit)

Trotz dieser Gegebenheit haben heutzutage
viele nichts & wenige alles

B)

Versch. Schichten hängen von einander
ab (funktional)

Status, Bildung, Ökonomie

Schicht nicht festgelegt (Man kann auf
& absteigen)

Mittelschicht, Unterschicht, Oberschicht

C)

- Auf & Abstieg in den Schichten
- ↑ Dimensionale (vertikale Struktur)
- Differenz zw. den Klassen größer als zw. den Schichten
- Ökonomische Stellung in beiden wichtig
- Zugehörigkeit zu einer Klasse

Frage 2:

Heterogenität

- Rasse, Aussehen, etc.
- wird als Merkmale für Ungleichheit genutzt

Frage 3

Arbeitsplatz, hohe Autonomie
Melvin Kohn

B Restringierte Code
Basil Bernstein

Sport
Annette

5.2

A) Bestimmen mein Handeln mit
wichtig für die Interaktion
Dienen als Legitimation

(B)

Homo sozialis \Rightarrow Der soz. Mensch
 \rightarrow Einzelfall Hilfe

Homo ökonomicus \Rightarrow Kosten so hoch für
eine abw. Verhalten,
 \Rightarrow Bewib dich... sonst kras.
mit

Homo ludens \Rightarrow Tanzen der M.
 \rightarrow Kunsttherapie

3b)

Sport : ↑ Status

mehr Sportangebote

(Shr. etc.)

Vereinsbindung

↓ Status

einfache bis gar keine
Sportangebote

Freizeit vermehrt zuhause

5.2

A

Prägen meine Interaktion

↳ Bsp. Schrei nach 28 Std. Woche

3 Phasen : Planung

Ausführung meines Handelns

Bewertung des Handelns

SA ist immer mit der gesamten Persönlichkeit und dem umfassenden sozio-kulturellen Umfeld des Adressaten konfrontiert. Deshalb muss sein ganzes Wesen verstanden werden und nicht nur ein Segment

B ✓ Animal - Rationale ⇒ weniger durch Gefühle mehr durch Vernunft

Animal - Riddens ⇒ Der Mensch des lachende Tier

Homo - Sozialis = Der soz. Mensch

Frage 2

Biologische Theorie / Anthropol.-Theorie
Cambrosio

↳ Täter zeigt Verhalten weil er sie biologische Merkmale hat

↳ Messungen an Delinquenzern
→ Größe, Gewicht usw.

↳ Da Geborene Verbrecher

↳ Anwendung auf krim. Verhalten anhand körperl. Merkmale

↳ Ross. hinzugefügte

↳ Atavismen Evolutionsbiol. zurückgebracht

Frage 3

Dunkelfeldanalyse (Frage leerte selber)

↳ Befragung bei Schulklassen der 8ten Jahrgangsstufe aller Schulformen

↳ Fragen nach Raubkästen
Fragen nach ~~Gewalt~~ KV

↳ In 12 Monaten Befragung wiederholen

↳ Graphisch übertragen (Clusteranalysen)

Frage 2

- : Biologische / Anthrop (Lombroso)
 - ↳ Aussehen
 - ↳ deshalb Verbrecher

Moderne Wissenschaft

- ↳ Gehirnforschung (Auteure sind gestört)
- ↳ Genetik (Aggressionsgen (Falsch))

Frage 3

